Kaiser und Papst.

Roman

von

Eduard Duller.

In vier Theilen.

Zweiter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1838.

Mittag.

Erstes Buch.

(1227—1230.)

I.

Gregorius der Neunte, seit wenigen Tagen mit der Tiara geschmückt, ein achtzigjähriger Greis, doch kräftig an Leib und Seele, und der Kardinal Sinibald Fiescho, Graf von Lavagna, Vicekanzler der römischen Kirche, wandelten vertraulichen Gespräches in einem stillen und friedlichen Hausgärtchen. Der erste Blumenflor war lebensfreudig aus den Beeten emporgeschossen, zwischen welchen die beiden Priester auf und niederschritten, die Pfirsichbäume standen in voller

Blütenpracht, Märzsonnenschein schmiegte sich weich und lind zwischen die Aeste.

„Worte! Worte!" sprach der Papst, welcher die glückwünschenden Schreiben des Kaisers in der Hand hielt; — „seit elf Jahren stets nur Worte! Ein Aufschub drängte von Frist zu Frist den andern; es ist Zeit, um die klare einfache That zu drängen; Ihr werdet sehen, Kardinal: es zeigt sich ein tauber Kern."

„Ich halte den Kaiser für aufrichtig," entgegnete der Kardinal Fiescho.

Der Papst zuckte die Achsel. „Ich habe kein andres Maß für ihn, als daß er ein — Waiblinger ist. Kein Waiblinger kann Freund der Kirche sein. Es wird sich zeigen; ich habe einen Probirstein für das Aechte und Unächte an ihm, und ich werde nicht mehr lange mit der Prüfung zögern. — Ihr wundert Euch meiner Rede, Kardinal, denn Ihr seid dem Kaiser freundlich zugethan und besinnet Euch, daß auch ich, bevor

ich die dreifache Krone empfing, ihn werthhielt und von ihm werthgehalten wurde? — Ihr selbst, wenn Ihr einst das würdet, was ich jetzt bin, und wenn Friedrich Euer Bruder wäre, würdet handeln, wie ich. Der Augenblick, in welchem wir in der Kirche des Apostelfürsten den großen Eid ablegen, und zu der Tiara die Krone von Pfauenfedern empfangen, zum Zeichen, daß unsre Augen nach allen Seiten hinausblicken sollen, — dieser Moment schließt alle unsre irdischen Erinnerungen ab. Der Fels Petri, auf dessen Spitze wir geklommen sind, hat nur für Einen Raum, und die Luft, die in dieser einsamen Höhe weht und das Blut unsres eigenen Herzens heller röthet, erstickt jedes weichere Gefühl, das wir aus den Niederungen des Lebens mitgebracht."

„Und doch zeigte, — wenn Eure Gnade mir freimüthig zu reden gestattet, — das Beispiel Seiner Heiligkeit, des in Gott ruhenden

Honorius, daß die Kirche und das Kaiserthum in Frieden und Eintracht nebeneinander bestehen können."

„Welche Eintracht! Welcher Friede!" sprach der Papst eifrig. „Elf Jahre hindurch ein immerwährendes Hinhalten! Wahrlich, Friedrich verstand meines Vorfahrs Vertrauen, Milde und — Schwäche trefflich zu benutzen; er ist nun so hoch an Gewalt gewachsen, daß es mich freut, ihm, wie er jetzt ist, meinen Hirtenstab entgegenzuhalten, und an diesem Hirtenstab die Länge seines Scepters zu messen. Friedrich ist der Kirche furchtbar geworden, nicht durch offnen Krieg und Sieg, sondern durch freiwillige Zugeständnisse der Hierarchie selbst."

„Ich hege das Vertrauen," entgegnete der Kardinal, „daß der Kaiser, edlen Gemüthes, die Macht nicht zum Schaden der Kirche, von welcher er sie erlangte, mißbrauchen werde."

„Er h a t sie!" versetzte der Papst; „ist dies

nicht genug? Von allen Beschränkungen, welche Innocentius der Dritte eben so weise als kräftig ihm entgegenstellte, ist während dieser elf Jahre bei meines Vorfahrs Sanftmuth eine nach der andern leise weggeräumt worden, und Friedrich der Zweite steht jetzt gewaltiger da, als sein Vater Heinrich und Friedrich Barbarossa. Zurückgenommen wurde durch Honorius sogar jener Eid, der ihn hinderte, die Kronen Deutschlands und Italiens auf seinem Haupte zu vereinigen, verschwunden unter eitler Wortdeutelei; Friedrich's erstgeborner Sohn Heinrich herrscht ferner als römischer König in Deutschland; wir Beide selbst waren Zeugen, als Friedrich die Kaiserkrone empfing; wir müssen es sogar hören, daß er durch seine Vermählung mit Jolanthe sich König von Jerusalem nennt! Zwölf Jahre sind es her, daß er gelobte, den Kreutzzug anzutreten, und von Jahr zu Jahr, bei jeder Mahnung des nachgiebigen Honorius war stets irgend ein anderer

Vorwand ihm zur Hand, welcher seine Zögerung entschuldigte. Was war der Grund dieser Zögerung? Kein anderer, als daß seine anfangs noch schwache Macht immer festere Wurzeln schlug, daß seine Reiche Apulien und Sicilien ihm so sicher bestellt sind, wie Kissen, auf die er, unter Liederschall entschlummernd, sein Haupt niederlegt."

„Doch sind schon im vorigen Jahre viele Truppen nach Asien geschifft," versetzte der Kardinal, „und es liegen," als Bürgen seiner Thätigkeit für den beschworenen Zweck tausend Galeeren und achtzig Lastschiffe segelfertig vor Anker, bestimmt, das Kreutzheer und die Pilger aufzunehmen...."

„Oder die Kirche zu unterjochen," fiel ihm der Papst in's Wort. —

„Ist nicht der Vertrag von San Germano die sicherste Bürgschaft?"

„Eine Handhabe wenigstens," versetzte der

Papst, „an welcher der Töpfer sein Gefäß ergreifen kann, um es zu Boden zu schmettern. An diesem Vertrage halt' ich die Unbeflecktheit seines Namens; diese Urkunde gibt seinen Ruf nackt und bloß in meine Gewalt. Die Buchstaben derselben leuchten wie Sterne in mir, und mein Gedächtniß an Alles, was seit elf Jahren geschah, drängt sich zusammen in diesen klaren Worten: „„Tritt der Kaiser im Jahre 1227 den Kreutzzug nicht an, oder fehlt er in irgend einem Punkte des Vertrages, so trifft ihn der Bann; und das geschieht nach seinem eigenen freien Willen. —““ Dies unterschrieb er selbst in San Germano. Nur wenige Monate noch! Im August ist die Frist verronnen.... Mich dünkt, seit Innocentius III. starb, sei bis heute nicht mehr Zeit verronnen, als eine einzige Nacht; — Innocentius sei des Abends eingeschlummert, und des andern Morgens — Gregor statt seiner erwacht. Nicht gedankenlos wählte ich, der sonst

Ugolino hieß, als ich die Tiara empfing, den Namen: **Gregor**; vor einem Gregor lag schon ein Kaiser auf den Knieen. Was jenen siebenten Gregor, der im Elend unerschüttert starb, bewegte, ich führ' es durch! Ihr zählet meine Jahre, — ich seh's, Kardinal — an den wenigen Haaren, die noch auf meinem Scheitel stehen, aber wahrlich, ich sage Euch: Nicht der Mensch, der sonst Ugolino hieß, ist's, der aus mir spricht und handelt, sondern die Idee der Hierarchie, welche in die arme baufällige Hütte, diesen Leib, einzog, und die Hütte, in dem Augenblicke, da sie drin einzog, verwandelte in ein unbezwingbares festes Schloß, an dessen Thürmen die Kräfte von Königen und Völkern zersplittern. Müßten Tausende und aber Tausende vergehen, — bleiben wird doch und aufrecht stehen diese Idee, unerschüttert von allem Weh der Einzelnen. — —"

Ueber erhabenen Gedanken und Plänen verstummte der Papst, schweigend schritt neben ihm

der lebhafte, aufgeregte Kardinal, hie und da unbewußt eine Blume zerknickend, die hoch genug aufgewachsen war, daß seine Hand sie während des Lustwandelns erreichen konnte.

„Bitte!‟ sprach Gregorius sanft, als er dies bemerkte, — „Die Armen! Wißt Ihr, ob sie den Tod nicht vielleicht eben so schmerzlich empfinden wie wir Menschen? — Doch sagt, Kardinal, wovon sprachen wir? Mein Gedächtniß wird mir zu Zeiten untreu, wenn ich mich um Minuten zurück besinnen soll; Dinge, welche viele Jahre vorher geschahen, behalt' ich um so fester.‟

„Ew. Heiligkeit sprachen von des Kaisers Angelegenheiten,‟ erwiederte der Kardinal Sinibald, „und drückten die Besorgniß aus, daß er, des Vertrages von San Germano uneingedenk, *eine* neue Frist für die Ausführung seines Vorsatzes, des Kreuzzuges, bei Ew. Heiligkeit nachsuchen werde.‟

„Das hätt' ich geäußert?‟ entgegnete Gre-

gorius verwundert, und fügte mit Bestimmtheit hinzu: „Gewiß, das hab' ich nicht. So kenne ich Friedrich, so kennt er mich. Er wird's nicht! Er läßt es eher auf's Aeusserste ankommen, als er bei mir bittet. Ich selber würde ihn minder schätzen, glaubte ich, daß er mir gegenüber dessen fähig sei. Er weiß, daß ich Gregor heiße, nicht Honorius."

„Ihr schätzet den Kaiser, heiliger Vater, und wollet doch sein Verderben?" sprach der Kardinal-Vicekanzler.

„Sein Verderben?" fiel ihm Gregorius rasch in's Wort; „der Himmel weiß, daß ich das nicht will. Zwischen uns Beiden, ihm und mir, ist keine irdische Leidenschaft, ist nichts, was uns gegeneinander auf Leben und Tod treiben kann, als der Umstand, daß der Himmel gerade ihn auf dem Kaiserthrone erhielt, da er mich auf den Stuhl des Apostelfürsten erhob; denn Friedrich möchte den Himmel zur Erde niederziehen,

ich aber will die Erde dem Himmel unterwerfen, die Erde mit allem Glanz und aller Majestät, die drauf ist, und die mich nicht höher dünket als Maulwurfshügel, von Bergeshöhen aus gesehen. Ausgleichen will ich die Erde; er — den Himmel vertheilen! Deshalb also Kampf! Ich danke dem ewigen Gotte, daß er mir einen Gegner gegeben, den ich nicht bloß zu fürchten habe, sondern der mir an nichts ungleich ist als an Jahren. — Ich bitt' Euch, Kardinal, — seht diese Hyazinthe! Wahrlich! sie ist die Königin unter ihren Schwestern! — Betrachtet diese Anmuth und Zartheit der Farben neben der untadelhaften Regelmäßigkeit ihrer Form! O Gott, nie erscheint mir Deine Weisheit größer und bewundernswürdiger, als wenn ich mich mit kindlicher Freude so recht und ganz in einem der kleinsten von Deinen Werken versenke und darin den Geist der unabweichbaren Ordnung finde, der sich in den größten verkündiget. Wir

Menschen wandeln an den Zeugen Deiner unergründlichen Weisheit so oft kalt und gleichgültig vorüber!"

Der Greis bückte sich zu der Blume nieder, faßte behutsam den Stengel zwischen den Fingern und betrachtete sie sinnend lange.

„In dieses kindischen Greises Hand legtest Du die Entscheidung, o Gott?" dachte der Kardinal voll Unmuthes, „und ich?.... Doch, wie lange kann er noch leben?" Also tröstete er sich selbst in Gedanken. Jetzt ließ er die Frage laut werden: „Heiliger Vater, welche Antwort dem Gesandten des Kaisers zu ertheilen beauftragt Ihr mich?"

Gregorius erhob sich; sein Antlitz war mild und freundlich. „Ich danke Euch, daß Ihr mich an meine Pflicht erinnert," sprach er zu dem Kardinal. — „Welche andere Antwort sollen wir ihm ertheilen, als daß wir uns herzlich an seiner Sohnesliebe gegen die Kirche erfreuen,

die er in seinem Schreiben und durch seine Gesandten, den Bischof von Reggio und den Großmeister der deutschen Ritter uns zu erkennen gab! Lasset noch hinzusetzen, daß wir ihn auf's neue bitten, sein Gelübde wegen des Kreutzzuges zur bestimmten Frist zu lösen, wie wir ihm schon früher schrieben, bevor wir seinen uns zu unsrer Erhöhung glückwünschenden Brief empfingen. Denn wahrlich, Leid thäte es uns — das füget bei — wenn wir den Vater vergessen und nur das Recht fordern müßten. Doch ich besinne mich besser, lasset das! Ich selbst will den Gesandten mündlich, will dem Kaiser schriftlich antworten; ich habe manches gegen ihn auf dem Herzen, dessen ich mich ohne Umschweife entlasten muß."

Unablässig rüstete indessen Kaiser Friedrich, um den lange versprochenen und stets wieder aufgeschobenen Kreutzzug zu beginnen. Seine Ehre stand auf dem Spiele; oft stachelte ihn mitten in der Nacht der Gedanke von seinem Lager auf: „Du heißest schon König von Jerusalem, und hast noch nichts gethan, um es zu werden.“ Beschämt von seinen eigenen Vorstellungen mied er dann die zärtlichen Umarmungen seiner zweiten Gemahlin Jolanthe, durch deren Heirath er den bis jetzt noch unfruchtbaren Titel eines Königes von Jerusalem erworben hatte. Friedrich wollte von der Stunde an, da er laut erklärt hatte, sich an die Spitze eines Kreutzzuges zu stellen, aufrichtig nicht blos die Lösung seines Gelübdes, sondern auch vorzüglich die Genugthuung für seine Ehre. Doch er wollte zugleich um neue Hoffnungen nicht bereits besessene Kronen und Ehren verlieren. Nicht auf ein kühnes Abenteuer setzte er seinen Plan, sondern auf einen

dauernden Besitz des heiligen Landes. Stets hatte sich, so oft er schon daran dachte, die Anker lichten zu lassen, bald eine offne Empörung, bald ein stiller Trotz ihm entgegengestellt; sollte er wohl Apulien, sein ererbtes Reich, in Zerwürfniß und Unordnung verlassen? Seine Forderungen an sich selbst als Herrscher waren mit den Jahren gewachsen. Er war nicht mehr der Jüngling, der um Wagnisse sein Leben in die Schanze schlug; er — war der Kaiser, der es für Tausende zu verantworten hatte.

Neapel und Sicilien waren endlich beruhigt und geordnet; die Segnungen des Friedens herrschten in allen Städten. In Neapel bestand eine Universität, die er gestiftet. Sein Vertrauter, der Richter Petrus von Vinea arbeitete an einer neuen, umfassenden, großartigen Gesetzgebung. Des Friedens halber hatte Friedrich sogar den wilden Trotz der lombardischen Städte, welche finsteren Antlitzes der kaiserlichen Majestät

gegenüberstanden, dem Papste zu Liebe überse-hen. Sein Erstgeborner, Heinrich, herrschte in Deutschland.

Segelfertig lagen jetzt die Schiffe vor Anker, und des Kaisers Aufrufe zufolge hatten sich Kreuzfahrer und Pilger aus allen Ländern ein-gefunden, um unter einem wegen seiner Weis-heit, Milde, Kraft und Herrlichkeit von allen Herzen gepriesenen kaiserlichen Führer nach Pa-lästina zu ziehen. Im Behagen rastloser Thä-tigkeit für diesen Zweck trafen ihn der edle Mei-ster der deutschen Ordensritter, Herrmann von Salza, und der Bischof von Reggio, welche er mit Glückwünschen an den Papst zu dessen Er-höhung gesandt hatte.

Als Friedrich die Antwort Gregor's gelesen hatte, zeigte er sie lachend seiner Gemahlin Jo-lanthe, welche eben zugegen war. „Sieh', Jo-lanthe," rief er, „welch ein Ungeheuer hast Du zum Gatten!"

Die hohe, blasse Frau blickte ihn anmuthig, zweifelnd, seelenvoll an.

„Gewiß, Jolanthe! ich bin mindestens ein Sarazene oder sonst ein Ungläubiger!" fuhr der Kaiser scherzend fort, — „sieh' doch, welche Verbrechen ich Tag für Tag begehe, wenn anders den Worten des heiligen Vaters zu glauben ist. Hier ist sein väterlich ermahnender Brief an mich, und ich will's versuchen es ihm, als meinem alten Freunde, von jetzt an recht zu machen, da er mich noch immer für jung genug hält, um mir Ordnung und Regel meines Lebens vorschreiben zu dürfen. Hier zum Beispiel bittet er mich, daß ich mich größeren Ernstes befleißigen und unnütze, zweideutige Menschen, wie Dichter, Gaukler und Astrologen, aus meiner Nähe verbannen möge. Es wird mir hart fallen, da ich solche „unnütze Leute" als sehr nützlich liebe. Doch ich will's versuchen! Was meinst Du? — Aber hier, sieh' her — o erblasse nicht, meine

holde Rose, hier ermahnt er mich gar, — — Doch bist Du eifersüchtig, Jolanthe?....“

„Bist Du treulos, Friedrich?“ versetzte sie lächelnd.

„Ei, das sage Du mir, Jolanthe! Wahrhaftig, fast glaub' ich, daß ich's bin, denn der heilige Vater warnt mich davor. Gewiß, Jolanthe, jetzt hilft kein Bedenken mehr; wenn nur ein Tröpfchen in Deinem Blute ist, das für Eifersucht empfänglich ist, so mußt Du mit mir zu Schiffe, denn Du kennst die Frauen des Ostens noch nicht: Glutaugen, die mich so lebhaft an die Deinigen erinnern könnten, daß ich am Ende eben diese gar vergäße; und denke nur, Jolanthe, (ich schwöre Dir,) dies Alles macht die fromme Ermahnung des heiligen Vaters in mir rege.“

„Nun seh' ich's,“ schmollte Jolanthe, „Du bist leichtfertig!“

„In Reimen!“ erwiederte Friedrich leichthin.

„Gewiß, Du machst mich noch eifersüchtig, wenn Du in diesem Tone weiter sprichst.“

„Eifersüchtig? Auf jene Schönheiten, die nirgends leben als in den Liedern der Dichter! Nein, im Ernst. Du hast nur Grund auf ein Wesen eifersüchtig zu sein, — das ist die Ehre, und da Deine Schönheit nicht blos der Ehre gleicht, sondern sie selbst ist, so lieb' ich, da ich Deine Schönheit ehre, die Ehre, Jolanthe, in Deiner Schönheit.“

„O Friedrich, Deine Worte sind Rosen, aber meinen Schmerz betäubst Du durch ihren Duft nun und nimmermehr. O Friedrich! Du scheidest, und ich sehe Dich vielleicht nie wieder!“

„Jolanthe!“ erwiederte Friedrich halb lächelnd halb ernst. „Wie des Menschen Wesen aus zwei Hälften besteht, aus Leib und Seele, so theilt sich meine Seele in Liebe und Ehre! Die Ehre zieht fort, damit die Liebe ganz bei Dir hier zurückbleibe, die Ehre aber, die fortzieht,

sehnt sich schon jetzt zurück nach der Liebe, weil beide unsprünglich Eins sind, wie Seele und Leib. Und liebst Du die Liebe in mir, so liebst Du die Ehre, und mußt selbst sie von hier fortscheuchen, und weil ich die Ehre liebe, zieht diese mich zu ihrer Hälfte, der Liebe, zurück, die Du in Deinem Herzen als Reliquie verschließest und treu bewahrest."

Jolanthe blickte wehmüthig in das Freude glänzende Auge ihres kaiserlichen Gatten und sprach leise mit Ergebung in ihr Geschick: „Dein Leben, Friedrich, ist ein Strom von Thaten, der mit Macht dahinbraust, die Thaten von tausend Anderen münden in die Deinigen ein, donnernd schwellen die Wogen. Wir Frauen sind die Blumen, die am Ufer stehen, die gewaltige Fluth erfaßt und entwurzelt sie, und schnell von ihr dahingetrieben schmücken sie flüchtig den Triumph."

„Du bist krank, Jolanthe!" erwiederte Friedrich, von ihrer Klage ergriffen, deren Wahrheit

er fühlte; „Du nimmst das Leben zu ernst. Ich, möge auch der finstre Geist des Mönchthums mich deshalb tadeln, kann es nur als heiteres Geschenk der Gottheit auffassen. Wie? Hätte diese es uns in aller seiner Schöne nur deshalb gegeben, damit wir es mürrisch zurückstoßen und verläugnen. Den nenn' ich einen Thoren, der beim hellen Sonnenschein sich in seine Kammer versperrt, die Fenster verschließt und, den Genuß des warmen belebenden Tageslichtes für Sünde haltend, zu kümmerlichem Scheine die Lampe nährt. Jenen ewigen Jünglingen, den Hellenen, war das Leben eine Religion, die Schönheit ein Cultus; sie wurden unsterblich dabei, ohne daß sie an Unsterblichkeit glaubten, — und wir sollen die Religion der freien, unsterblichen Liebe in einen Cultus der blutigen, grämlichen Häßlichkeit hüllen? — — Ach, arme Jolanthe, wie Du so ernst und hoffnungslos mich anblickest, fürchte ich, daß Du mich gänzlich mißverstehst!

Sei ruhig, Theure! Du hast eine Bürgin meiner Treue, die Ehre. Ihr Frauen verlangt eifersüchtig unser ganzes Dasein, und kargt doch mit dem Gegengeschenk — Vertrauen, das uns fester bindet als Schwüre."

„An meinem Vertrauen kannst Du zweifeln? O Friedrich, das heißt an meiner Liebe zweifeln, und dieser Zweifel selbst ist ein Dolchstich."

Mit scharfem Beobachtungsblicke durchdrang Friedrich ihre Seele; — sie war krank, sie verstand ihn nicht. An dieser Wahrnehmung erkaltete seine Innigkeit, und um so zarter benahm er sich gegen sie, obwohl ein längeres Zusammensein für ihn keinen Reiz, vielmehr etwas Peinliches hatte. So reichte er ihr denn die Hand zum Abschiede, tröstete sie, so gut er es vermochte, und versprach ihr baldige Rückkehr. Iolanthe konnte ihm nichts erwiedern, Todesahnung durchrieselte sie, als sie allein war, und Nacht umzog ihre Sinne. — —

Heinrich, der treue Dienstmann, hatte mit Ungeduld schon lange mit Rossen und Waffen des Kaisers geharret. „Wohlauf, Kampflustiger!" rief dieser ihm jetzt zu. „Endlich erfüllt sich das Verlangen Deiner Kindheit. Doch was bist Du so trüb und stumm?" — —

„Die Schwüle!" erwiederte Heinrich mit Anstrengung; denn plötzlich war es wie Schwindel und Lähmung über ihn gekommen, und kaum vermochte er sich im Sattel aufrecht zu erhalten.

„Was ist Dir?" fragte der Kaiser besorgt, als sie eine Strecke weiter geritten.

„Luft! Luft!" stöhnte Heinrich. — Entsetzliche Schwüle brütete auf dem vom langen Sonnenbrande ausgedorrten Boden; die Luft war Glut. Auch der Kaiser fühlte sich beklommen, doch achtete er weniger auf sich, denn auf den Treuen. „Du wankst!" rief er; — „zurück! bleib zurück, Heinrich!"

„Nein, nein!" sprach dieser, den Rest seiner

Kräfte aufbietend, „wenn wir den Hafen Hydrunts erreichen, bin ich wieder frisch und gesund. — Kühle Seeluft! — — O ein Trunk! — Ich verschmachte!“

„Der Scirocco!“ murmelte der Kaiser, schwergepreßt, — „ein Feind, gegen welchen ich keine Waffen habe. — Soll mir vor den Augen der Treue zu Grunde gehen?“ — Er spähte besorgt rings um sich nach Labung für ihn, dann half er ihm vom Rosse, und hieß ihm, sich, mit dem Antlitz zur Erde gekehrt, zu Boden zu legen. Dann gab er seinem Rosse die Sporen und kehrte bald wieder, seinen Helm mit Wasser aus einem nahen Brunnen gefüllt zurückbringend. Mit letzten Kräften griff Heinrich darnach, doch besonnen wehrte der Kaiser, näßte Tücher und kühlte ihm Schläfe und Pulsadern.

Allmälig erhob sich Heinrich gestärkt wieder und bestieg sein Roß. Statt mit Worten dankte er dem Herren mit Blicken, welche dieser verstand.

„Nur noch wenige Minuten!" sprach Friedrich tröstend. — „Sieh, schon winken die Spitzen der Maste. Freudiges Leben erwartet uns im Hafen. Wie schlanke Mädchenglieder locken die Wogen. Der Athem der See haucht die Fieberhitze hinweg. Siegeshoffnung bläht die Flaggen. Die Mähnen der Meeresrosse wallen. Wir schwingen uns darauf, wildlustig greifen sie aus. Ha! Lebens Urkraft! Mich durchtobt's!"

Sie näherten sich jetzt dem Hafen, Heinrich fühlte sich wieder hergestellt; — aber zu des Kaisers Erstaunen trieb sich kein lautschwirrend Gewühl auf dem Strande herum, welches den zahllosen Thürmen der schwimmenden Stadt entsprochen hätte. Nur hie und da dünne Gruppen, mit gesenkten Köpfen, nur hie und da ein fauler Tagedieb im Schatten von Tauwerk liegend. Auf den Verdecken matteinherschleichende Gestalten. Kein Jubelruf, kein Trompetenstoß, als das Volk des Kaisers ansichtig ward. Un=

muthig ritt Friedrich eine Krümme vorbei, hinter welcher sich die volle Aussicht bot.

Er sah das Volk — Pilger und Kreutzfahrer, die meist aus Deutschland, und wenige, die aus Frankreich gekommen waren, Neapolitaner und Sicilianer, des Kaisers Dienstleute, Matrosen und Priester, Männer und Weiber — wo sie sich in spärlichen Haufen am Strande fanden, — scheu und verdrossen zugleich von hinten her drängend Platz machen, vor Berührungen fliehen und schwanken, und wo sich die Menge lichtete, von verschiedenen Seiten der Schiffe her, drei Leichenbegängnisse. Die Träger schleppten an der Last ihrer eigenen Körper schwerer als an jener der Leichname, und starrten ausdruckslos auf den dürren rissigen Boden. Priester mit Kreutzen und Fahnen voran und hinterdrein, zähe Weihrauchswolken rings drum, Knappen und Knechte dabei, mit Wappen und Waffen und geistlichen Insignien. Langsam

schwanken die Träger voran. Die gaffenden Massen, vor dem einen Leichenzuge ausbeugend, kommen dem andern in die Quere und stoßen unversehens auf den dritten. Entsetzen fliegt jetzt auf wie ein Geier und streift mit schwirrenden Federn zwischen durch das Volk.

Den Kaiser selbst überläuft's. Er blickt aufathmend empor. Der Himmel drückt gelbgrau herab; hie und da in der Wolkenmasse schimmert eine blutrothe Ader durch. Des Kaisers froher Muth schrumpft in der allgemeinen Beklommenheit zusammen.

„Der Feind aus Libyen!" sprach er in sich hinein, — „er macht mir die Keime verdorren." Er lenkte jetzt sein Roß bei Seite, und sah nun Heinrich's Antlitz, das fahl geworden war gleich einer Mumie. „Du darfst nicht mit mir zu Schiffe! — Du verkämst! Ich will Dich in's Kühle tragen lassen." Heinrich schüttelte schweigend den Kopf.

Der eine Leichenzug war indessen näher gekommen. Ein Herold ging voran und sprach eintönig und heiser: „Ihr frommen Christen, betet für die Seele des hochgebornen Herren, des Landgrafen von Thüringen, welcher Gott gnädig sein wolle!"

„Mein Heiland!" rief der Kaiser bleichwerdend, „Ludwig von Thüringen todt! Wenn und wie starb er?"

Der Herold erwiederte, sich neigend: „Vor einer Stunde, an einem bösartigen Fieber auf dem Schiffe." Hierauf setzte er seinen Weg fort.

„Betet für die Seele des erlauchten und ehrwürdigen Herrn, des Bischofs von Anjou!" scholl aus dicken Weihrauchwolken von der andern Seite her die Stimme eines zweiten Heroldes.

„Was beginnst Du mit mir, o Gott?" rief der Kaiser; — „Du nimmst mir Deine besten Werkzeuge."

Auch der Bischof von Anjou war wie der Landgraf an Bord eines Schiffes einem hitzigen Fieber erlegen.

„Betet für die Seele meines hochgebornen und ehrwürdigen Herren, des Bischofes von Augsburg," rief jetzt von der dritten Seite her der dritte Herold, und heiser tönten hinter seinem Ausruf her die dünnen Litaneien der Leidträger.

Da stürzte die Menge, die am Ufer stand, vor Grausen entnervt, zu Boden und Keiner wagte aufzublicken, damit er das Gift nicht mit der Luft einathme. Immer schwerer und schwerer drückte die Schwüle nieder. Einzelne Ausrufe der Angst wurden gehört. Die Weiber versuchten, sinnlos, als könne ein Entrinnen schützen, sich fortzuschleppen. Jetzt erhob sich ein Gemurmel, jetzt erstarb's auf den Lippen; jetzt schwillt's und schallt's auf zum Geheul. Was ist? Der Augsburger Herold ruft abermals: „Betet für die Seele...." Mitten im

Ruf aber versiegt ihm die Stimme in der dürren Kehle; er wankt, stützt sich noch auf seinen Stab, „Betet für die Seele...." hebt er wieder an; 's ist jetzt seine eigne Seele, für die er sterbend die Umstehenden zum Gebet auffordert; — er sinkt zu Boden, athmet noch einmal auf, — schon hat er ausgeathmet. „Die Pest!" sprach einer in der Nähe leise, scheu vor dem Klang seines eigenen Mundes, argwöhnisch gegen seinen eigenen Athem. „Die Pest!" rufen zwei bis drei; Alle in der Nähe hören's, die Fernsten ahnen's. Alles still. Keiner mag es weiter sagen. Zittern vor jedem Zipfel eines fremden Gewandes! Die Träger stellen schaudernd die Särge hin. Die Chorknaben fliehen. Die Weiber kreischen, die Pilger küssen in Todesangst die Kreutze auf ihren Mänteln, die Wehrbaren starren in stumpfsinniger Andacht auf die Kreutzgriffe ihrer Schwerter. Alle Ordnung ist gelöst. Verwirrung, Verzweiflung gräßlich auf jedem

verzerrten Gesicht zu lesen. „Die Pest! Die Pest!“ — hundertstimmig! — Schon hören es die auf den Schiffen. Hin- und Widergerenne auf den Verdecken. „Barken! Barken! An's Land! An's Land!“ ruft der Eine. Der Andre springt, vor seinem Nachbar fliehend, sinnlos vor Schrecken über Bord. Die Besonnensten, Muthigsten schreien: „Die Taue durchschnitten! Die Anker gelichtet! Hinaus in die weite See!“ Der Matrosen Pfeifen gellen. Schon wirrt's durch einander zum raschen Werke.

Das Geschrei und Getümmel auf den Schiffen fesselt zuerst wieder die Aufmerksamkeit des Kaisers, der von dem Schrecken ringsum ihn her die wenigen Minuten lang, in denen das Gerücht aufgeflogen, betäubt inmitten der Sinnlosen, zu Roß gehalten. Jetzt windet sich's wie ein Blitz in seinem Haupte los. Mitten in's Gedränge hinein jagt er seinen edlen Renner. Das Aeusserste gilt's, eh' die Flotte die entschlos-

senen Feiglinge aus dem Hafen trägt, eh' die Schiffe fruchtlos in aller Herren Länder, aus denen sie gekommen, zurückeilen. Begeisterung durchflammt' ihn wie einst, da er gekrönt ward, und warf hellen Widerschein auf jedes Antlitz um ihn; der treue Heinrich war dadurch neu belebt. „Der Kaiser ist da! Der Kaiser ist da!" ruft er jetzt. Der erste Schrecken weicht dem Gefühl aller, von dem nicht verlassen zu sein, dem sie als Streiter Gottes in jede Noth und Gefahr zu folgen geschworen. Allmählig rufen's hundert Stimmen wie von Auferstandenen nach. Da hebt Friedrich sich hoch in den Bügeln, löset den Helm vom Haupte, streicht sich die Locken von der Stirne zurück und ruft, muthig um sich blickend: „Ich bin's, meine Brüder! — — Auf mit Gott!" Neugierig starrt die Menge die edlen männlichen Züge an, die von Gottes Hauch verklärt scheinen. „Was säumt Ihr? Was zagt Ihr?" fährt der Kaiser fort. „Ein

heißer Tag, meine Freunde, dem die Tüchtigsten erliegen! Nicht die Pest! Lebe nicht ich? Der Himmel Hydrunt's zürnt, daß wir bis heute unthätig unter ihm gelegen, drum jagt er uns mit seinem feurigen Schwert, dem Scirocco, hinaus in's kühle, wonnige Meer. Bei meinem Leib, — nicht die Pest ist's, die unsre Reihen lichtet; Furcht wird zur Pest. Diese Schwüle, die uns niederwirft, heißt Thatlosigkeit. Doch heut ist der Tag, an dem wir wie Gewitter aus ihrem Schooße losbrechen. Ich an Bord; wer folgt mir nach?"

Wie Gewitterfrische spannten seine Worte allmählig die erschlafften Nerven der Menge wieder an. Die Männer erhoben sich, die Blicke der Frauen hingen an Friedrich's Lippen. Er riß sein Schwert aus der Scheide und schwang es im Kreise. „Seht hin!" rief er, auf die Schiffe weisend, „ein Tau nach dem andern fällt. Die Pfeife des Bootsmannes klingt. Die

Anker schweben empor. Mir nach, wer nicht Lust hat, aus Furcht vor dem Tode, langsam dem Tode zu verfallen! Denn Angst ist's, was tödtet; Muth aber hält am Leben. In die Boote! An Bord! Mit diesem Schwerte zerhau' ich das letzte Tau; dann: Fröhlich hinaus auf blauen Wogen. Rettung ist drauf, Rettung vor dem Tode der Schmach, vor der Schmach elenden feigen Hinsinkens."

Er tummelte sein Roß bis an den Strand, sprang ab und stieg in ein Boot; Heinrich hielt die Rosse und führte sie in eine Schaluppe. Hin flog der Kahn zu dem Kaiserschiffe. Treppen senkten sich. Friedrich stieg zum Bord hinan.

Sein Beispiel hatte gezündet. Jubel aus allen Kehlen. „Ihm nach! Ihm nach!" Alles drängte, wühlte, der Seuche, der Leichen vergessend, nach den Kähnen. Wer nicht aus Begeisterung hineinsprang, that's aus Aberglaube und Furcht, um nur dem unheilbringenden Strande

zu entrinnen! Die Kähne waren bis an die Ränder voll. Vom Schiffe des Kaisers schollen auf dessen Geheiß Trompeten lustig lockend an den Strand. Die hohen Seitenwände der Galeeren und Lastschiffe wimmelten, wie mit Ameisen besäet, von Hinankletternden. Die Rosse wieherten von den Borden. Ein Geschäft, welches unter andern Umständen Stunden erfordert hätte, war jetzt in wenigen Augenblicken vollbracht.

Langsam wurden die Leichen des Landgrafen und der beiden Bischöfe, welche dem von der furchtbaren Hitze erzeugten ansteckenden Fieber rasch hinter einander als Opfer gefallen waren, weiter getragen, alle drei neben einander, die Leiche des Herolds hinter ihnen. — Da theilte, als sie an die Krümme kamen, eine hohe blasse Frau, auf einem Zelter reitend, von wenigen Begleitern gefolgt, welche sie ängstlich anblickten, die feierliche Ordnung. Die Kaiserin war's, von schlimmer Ahnung zum Tode betroffen, da

sie unversehens zwischen den Leichenzügen stand. Ihre Blicke suchten den Gatten. Jetzt erspäheten sie seine Gestalt auf dem Schiffe. „Friedrich! Friedrich!" Er hörte den Ruf nicht. „O Friedrich! Der Himmel selbst gibt Dir dieses Zeichen, daß er Aufschub verlangt!"

Da wurde das letzte Tau entzweigehauen, der letzte Anker flog in die Höhe. Majestätisch glitten die Schiffe aus dem Hafen.

Die furchtbare Hitze, welche vor der Abfahrt der Flotte die tödtlichen Fieber erzeugt hatte, ließ während der ersten Tage der Meeresfahrt nicht nach, doch machte noch am ersten die geistige Aufregung die Mühseligkeiten des Leibes vergessen. Am zweiten Morgen hingegen flog die Seuche mit verdoppeltem Trotz von Schiff zu Schiff. Der Kaiser selbst fühlte ihren giftigen Athem; doch verbarg er die schlimmen An-

zeichen und vertraute fest, daß starke Willens=kraft die Schwäche des Leibes bändigen müsse. Die Mehrzahl aber verzagte, als sie die erneuete Wuth der Seuche gewahrte, und jammerte, der=selben auf offner See ohne Pflege und Trost preisgegeben zu sein, und manch Kleinmüthiger betete zu Gott um die letzte Gnade eines stillen Grabes in der heimischen Erde. Der Anblick dieser allgemein werdenden Gebrochenheit erschüt=terte den Kaiser noch mehr als das körperliche Leiden; mit solchen von Stunde zu Stunde schwächeren Kräften sollte er das Höchste errei=chen? Schon drang ihm leises und lautes Kla=gen zu Ohren, das Verlangen, abzulassen von einem Beginnen, welches dem Himmel mißfäl=lig sei, und die Bitte, nicht das unvermeidliche Verderben von Tausenden durch eigenmächtige Willkühr zu fördern. Die allgemeine Noth lö=sete die Bande der wechselseitigen Liebe; jeder dachte nur an sich selbst, sonderte sich von den

Leidensgenossen, und eroberte und behauptete sein Plätzchen, auf dem er die Berührung Andrer vermied, wie ein Königreich.

Ein einziger Bettelmönch blieb wohlgemuth auf einem Pilgerschiffe, dessen Verdeck mit Gruppen von Kranken, Verzagten und Mißvergnügten bedeckt war. Er half flink, wo zu helfen war, sprang hin und wieder, wo irgendwer seinen geistlichen Trost verlangte, besprach, den abergläubischen Matrosen zu Gefallen, die Wellen, und war Allen bald so unentbehrlich, daß er bedauerte, nur zwei Hände und zwei Lungenflügel zu besitzen. Dabei ging er nicht leer aus. Die schlimme Zeit hatte ihn des Fastengebotes entbunden, und mit nicht geringem Wohlbehagen durfte er den ganzen Reichthum von Lebensmitteln, der sich auf dem Schiffe befand, als Schatzkammer seines Magens betrachten. Diese Ueberzeugung stärkte seine Thätigkeit; seine Thätigkeit erhielt seinen Magen stets bei guter

Laune, und diese gute Laune seines Magens theilte sich freigebig seinem ganzen Menschen mit. Sein Mittagmahl begann des Morgens, und endete wenn er sich schlafen legte, und zwischen den Gängen schärfte er seine Verdauung durch die Aussicht auf den kommenden Tag. Dieser brave Mann war aus Deutschland gebürtig, und vor seiner Aufnahme in den Orden des heiligen Franziskus der Schrecken aller Hähne im heiligen römischen Reiche; er war nämlich ein Kapaunenhändler gewesen, aber aus Liebe zur Musik nach Welschland gezogen und wollte nun sein Glück im gelobten Lande versuchen.

„Ein schwimmender Thurm Babels!" sprach er, auf dem Verdecke stehend, „Merket auf, meine geliebten Brüder, die Ihr aus allen Weltgegenden zusammengekommen seid, um in der neuen Arche nach dem Ararat zu steuern. Dieses sage ich Euch, damit Ihr wisset: daß Ihr durch Gottes Vorsehung die Taube mitten unter Euch habt,

welche das geistige Zeichen der Verheißung, das Wort Gottes, im Schnabel trägt. Darum unterlasset nicht, diese Taube zu speisen und zu tränken.“ Der Schiffskoch brachte ihm andächtig eine Schüssel voll Reis mit Hammelfleisch; die fromme Taube unterließ nicht, das Futter zu kosten. „Dieses thue ich nicht aus sündlicher Begier,“ sprach der lustige Mönch, — „sondern damit der Anblick der Speisen nicht die Kranken zu schädlichen Lüsten anreize, und damit ich ein Leben erhalte, das mir nicht blos für mich, sondern auch für Andere als ein kostbares und unersetzliches Gut anvertraut ist.“ Er wischte sich den Mund, und fuhr dann also fort:

„O meine geliebten Mitbrüder! Es ist alles Narrethei auf Erden; wer sich der Klügste und Weiseste dünkt, schleppt den größten Narren in seinem Hirnkasten umher, wie der Gaukler den Affen und das Murmelthier. Der Stein der Weisheit ist der Fels der Narrheit, derselbige

Fels aber ist ein Magnet, der den Schiffen, die in seine Nähe kommen, die Nägel aus den Planken zieht, drum ist die allerhöchste Weisheit, die es auf Erden gibt, die Narrheit, — die ist gut wider alles Siechthum, ein Pülverchen davon auf einer Messerspitze genommen, bewirkt festen Schlaf wie Opium und angenehme Träume!"

Der Schutzredner der Narrheit setzte ab, um ein Glas Orvieter anzusetzen, nicht ohne wohlgefällig auf den ganzen Schlauch zu blinzeln, den des Mönches Freund, der Schiffskoch, wie ein ungeheures Wickelkind väterlich in beiden Armen hielt. Leises Aechzen und Stöhnen in seiner Nähe. Er ließ sich nicht beirren, und leerte das Glas bis zur Nagelprobe; der Koch glaubte, wenn er ihn ansah, daß sein geistlicher Freund einen steifen Hals habe. Endlich war er mit seiner Arbeit fertig und wendete sich flink zu der kranken Frau, die seine Tröstung in Anspruch nahm und der Angst unterlag, daß sie an

diesem Fieber sterben würde. „Liebe Frau!“ erwiederte ihr der Mönch salbungsvoll, — „nehmet die Schickung Gottes, wie sie kommt, nicht mit Trauer, sondern jubilirend; denn ist es nicht eine süße Beruhigung, zu wissen, daß die Seele bald aus diesem irdischen Jammer erlöset werde, um im Paradiese ein neues Leben ohne Qual und ohne Mühen, in immer fortwährenden geistlichen Genüssen zu beginnen, welche alle sogenannten Freuden dieses irdischen Lebens an Wohlgeschmack so sehr übertreffen, als süßer gewürzter Wein den bittern Hysop? Nein, liebe Frau, jammert nicht, sondern freuet Euch, daß Ihr die Gnade habt, dies Leben zu verlassen, in welchem nichts gewisses ist, als Leiden, und nichts süßes, was nicht einen bittern Nachgeschmack hätte! O weh über diese leidvolle Welt. Sie ist ein Apfel, von außen roth, inwendig voll Fäulniß. Ei, was lockt Dich die schöne Schale? Ei, was mußt Du hineinbeißen, Jungfer Eva! da hast

Du's, daß Du mit Verdruß alle Freuden wieder ausspucken mußt."

Die arme kranke Frau schloß die Augen; sie hatte sein Kauderwelsch nur halb verstanden und sich sehr an dem Sinn erbaut, den sie gläubig darin vermuthete.

Der Trostprediger wollte so eben seine unterbrochene Mahlzeit fortsetzen, da ihm eine stattliche Kalbskeule am Schiffsschnabel winkte, als er hinter sich ein dumpfes und heiseres Murren vernahm; er horchte auf und hörte aus dem Munde eines verdrießlichen feisten Alten, dem gewiß nur die Gewissensangst um die Sünden seiner Jugend das Kreutz auf die Schulter geheftet, Verwünschungen über den Kaiser, dessen Starrsinn so viele fromme Christen in ein sicheres Verderben verlocke, das durch die Gottlosigkeit wohl verschuldet sei, mit welcher der Kaiser der Warnung des Himmels getrotzt habe.

Diese üblen Gesinnungen gegen den Kaiser

erweckten in dem Herzen des Mönches den heftigsten Zorn, denn er hatte Grund, den Kaiser als seinen jetzigen Brodherrn zu achten. Wäre nämlich der Kaiser von der Seuche abgeschreckt im Hafen zurückgeblieben, und erst nach Verlauf derselben mit lauter gesunden Leuten wieder abgesegelt, — so wäre — nach schneller Berechnung — der wackere braune Bruder zuverlässig nur auf halbe Bissen gesetzt worden, während er jetzt bis zur Landung in Cypern oder Accon noch eine hübsche Strecke Weges vor sich sah, auf welchem die Taube der Verheißung von den kranken Bewohnern der Arche sorgsam gefüttert werden sollte. Er lobte daher, als ein dankbarer Mann, die Tugenden der Beharrlichkeit und der Unerschrockenheit, durch welche sich der Kaiser jetzt zwei Staffeln zur Himmelspforte erbaue, und erhob ihn mit den schmeichelhaftesten Beinamen weit über die Ehren der berühmtesten Helden und Kaiser in alten und neuen Zeiten.

Zürnend wendete er sich sodann zu dem Flucher, und rief: „Fromme Christen wollt Ihr sein, meine geliebten Brüder? Schöne Christen, die Ihr seid! Vielmehr gehorsame Gesellen des Teufels, wenn Ihr den tugendhaftesten Kaiser lästert, dessen Licht die Welt durchleuchtet. Ich will eben so gut einem Sarazenen oder sonst einem Hunde die Absolution ertheilen, als solch einem Sünder, der den Namen Gottes in seinen unsaubern Mund nimmt, um zu fluchen und den gottgefälligsten Kaiser beim Himmel zu verschwärzen. Also merkt, meine geliebten Brüder, an einem über und über unfläthigem Beispiel: Fluchen ist des Teufels Hauptspaß, so gut wie Völlerei. Fluchen ist des Teufels Pech, worin er seine Gesellen fängt, wie der Jäger den Affen; und die Flucher und Schwörer brennen dereinst als Dochte, wann die höllische Sippschaft die feisten Seelen der Schlemmwänste gleich Würsten in den Schornstein hängt. Anathem über Jeden,

der auf den allerfrömmsten Kaiser schmäht; ich verwette meine arme Seele gegen ein Stückfaß: wir erleben's, daß er heilig gesprochen wird. — Seht Ihr denn nicht, Ihr Kleingläubigen, daß das, was Ihr Euer Mühsal auf dieser Reise nennt, nur dazu dient, daß Ihr im Himmel Verdienst erwerbet? Darum lasset uns beten, nicht daß Gott die Tage unserer Fahrt abkürze, sondern daß er sie verlängere, damit wir jauchzen können: „Gottlob, daß wir werden kasteiet, denn unsre Kasteiung wird uns dereinst zum Heile angerechnet werden."

„Platz da!" unterbrach ihn eine rauhe Stimme; und als der Mönch nicht schnell genug Raum gab, schob ihn ein spitzer Ellenbogen ziemlich unsanft zur Seite.

„Zeter!" rief der Beleidigte. „Wer tastet mich an? Nimm Dich in Acht, Du! Dein Gesicht hat einen heidnischen Schnitt: — —" Verdrossen schritt er bei Seite, als er bemerkte,

daß Kaf, (dieser war's, der ihn gestoßen) sich um ihn nicht kümmerte.

Kaf trug nämlich mit Hülfe eines mitleidigen und unerschrockenen Matrosen seine Herrin Maddalena aus dem dumpfen untern Schiffsraume auf das Verdeck; sie hatte dringend darum gebeten, des Fiebers Gluth verzehrte sie. Sie empfand, daß ihr Leben verloren sei; unter freiem Himmel wollte sie sterben. Eine zwiefache Hoffnung hatte sie bestimmt, sich dem Kreutzzuge, von welchem ihr Kunde gekommen war, anzuschließen, — die eine, ihren lange gehegten Plan auszuführen, nämlich im Morgenlande ihre Tochter durch die Taufe in den Bund der Christenheit aufnehmen zu lassen und dann mit ihr ein Kloster zu betreten, wo Manadora vor den Leiden des Lebens und der Liebe sicher sein könne; die andre Hoffnung aber: Clincior dort zu finden, von welchem sie für gewiß annahm, daß er eines seiner Schlösser im

Orient bewohne, welche dem Eunuchen bekannt waren. Beide Hoffnungen vereitelte nun der jähe Tod.

Sie wickelt sich vor Angst und Schwüle und Glut aus den schwarzen Schleiern los, mit denen sie bis heute das Antlitz sorglich vor jedem Blicke verhüllt hatte. Sie entfesselt, wie einst, da sie den Geliebten zuerst gesehen, ihr langes, schwarzes Haar. Ihr ist, als müßte sie das Herz entzweispalten, daß die Flammen, die drinnen eingefangen, herausschlagen.

Hinter ihr stand Manadora. Sie war jetzt bald vierzehn Jahre alt und — Jungfrau, an Schönheit der Mutter Ebenbild, nur zarter in Schlankheit der Formen, die ganze Gestalt geistiger, als würde der leiseste Hauch, der die Wellen kräusele, sie emporheben, in ihren wallenden Schleiern wie in leichten Wolken schwebend tragen. Aus der Nacht ihres Auges strahlte noch das milde Licht von tausend Ster-

nen; in dieser Nacht lag alle Wonne neben allem Entsetzen. Wer in den Zauber dieser Nacht sich hingiebt, muß ihn zerstören oder — selbst drin untergehn. Manadora schauderte, seit sie Jungfrau war, oft vor sich selbst und wußte sich's nicht zu deuten. Streng bis vor kurzem von der Mutter bewacht, in der Einsamkeit erzogen, groß geworden in phantastischen Vorstellungen jener eigenthümlichen Gedankenwelt, welche die Mutter um sie als Mauern aufgebaut, — stand sie mit einem Male jetzt mitten unter Menschen, und sah voll tiefer Verachtung vor ihren Augen verwirklichet, was ihr die Mutter tausendmal erzählt, — die Erbärmlichkeit des Mannes; hier jammerte einer, dort fluchte ein anderer, als hätte nicht ihr eigener freier Wille sie alle hieher gebracht.

„O mein Heiland!" stöhnte Maddalena schmerzvoll. — „Was soll aus Dir werden, Manadora?"

Entschlossen, thränenlos erwiederte diese: „Ich halte, was Du gelobtest." —

Maddalena faßte nach der Hand der Tochter: „Nein! nein! Siehst Du denn nicht.... O Du wirst allein sein, niemand haben...."

Mich!" sprach Kaf, „Fürstin! So wahr ich hoffe, einst das Paradies zu schauen, ich bleibe treu, und wenn ihr eigenes Herz ihr untreu würde."

Er kreuzte die Arme vor der Brust.

„Ohne Lösung meines Gelübdes!" stöhnte Maddalena auf's neue. Kalter Schweiß trat ihr auf die heiße Stirne. „O Gott, nicht sterben! Noch nicht!" — stammelte sie in Todesangst, — „Erbarme Dich mein!"

Sie neigte ihr Haupt. — — —

Manadora stand da ohne Bewußtsein. So tief in ihr lag der Schmerz, daß es lange währte, bis seine Stiche von tiefinnenheraus durchdrangen bis an die Nerven.

Der Mönch hatte die ganze Scene von Ferne mit angesehen, während er den Inhalt des Schlauches bedächtig zu prüfen fortfuhr. Als er merkte, daß alles stille wurde, näherte er sich der Gruppe, und trug, noch nicht wissend, daß Maddalena bereits verschieden sei, seinen geistlichen Trost an. Manadora sah ihm starr in's Gesicht, und sah ihn doch nicht. Kaf bat ihn, die Ruhe der Todten nicht zu stören und den Schmerz der jungen Fürstin von Campofelice nicht zu stören; — man würde ihn schon rufen, wenn man seines Dienstes bedürfe.

Der Zorn über dies Betragen blähte den Mönch auf wie einen Kapaun. „Ihr werdet es bereuen!" sprach er, „einen Diener Gottes zum Besten gehalten zu haben. Die Strafe des Himmels wird über kurz oder lang Dir und dem hochmüthigen Fräulein nicht ausbleiben . . . ."

Er eiferte noch einige Minuten lang in diesem Tone weiter, ohne daß Kaf, der vor der

Leiche Maddalena's kauerte, sich um ihn kümmerte, bis endlich Manadora sich umwendete, und ihn ansichtig werdend, den Diener fragte: „Ist dies Wesen ein Mann?"

Kaf nickte so leicht, daß der Mönch, der schon über die Frage des Fräuleins erbittert und nun im Wahne war, als hätte Kaf die letztere unentschieden gelassen, mit wunderlicher Leidenschaftlichkeit ausrief: „Bei meiner armen Seele, ich bin einer, und vertrage keinen Zweifel. Zum Henker mit allen Sticheleien! Ich bin beleidigt, ich appellire an den gerechten und gottseligsten Kaiser."

Da erblickte er zufällig von Ferne den verführerischen Schlauch, der magnetisch seine Gedanken anzog. Dem schritt er zu.

Der Todesfall Maddalena's wirkte entmuthigend und verderblich auf die schwachen Gemüther der zahlreichen Fieberkranken, die auf dem Verdecke wie in einem Hospitale sich ge-

bettet hatten. Die Verzagtheit der Seelen beschleunigte die Abnahme der leiblichen Kräfte, und so geschah es, daß an demselben Tage sich noch zehn Leichen in dem Schiffe befanden.

Gegen Abend bemerkte man, daß viele Boote ausgesetzt wurden und von Galeere zu Galeere ruderten, auch die Lastschiffe empfingen Signale. Eine Unruhe und Bestürzung, von welcher sich niemand Rechenschaft zu geben wußte, verbreitete sich allenthalben.

Endlich wurde das Gerücht laut: „der Kaiser selbst sei von der Seuche ergriffen worden.“ Diese Nachricht war für das Vertrauen der Pilger der letzte entscheidende Schlag. Die Abergläubigen sahen in dem Unfall die Strafe des Himmels für des Kaisers Eigensinn und Vermessenheit; der eifrige Mönch drohte diesen Schmähern mit dem Anathem. Andere sprachen die Besorgniß aus, daß der Kaiser der Krankheit erliege; der Mönch las diesen sein altes

Kapitel von der menschlichen Vergänglichkeit und von der Narrethei Unsterblichkeit.

Doch plötzlich wurde der fromme Bruder stutzig. Die Schiffe wurden langsam gewendet. „Was ist das?" schrie der Mönch. „Heda, Steuermann! Was zum Guckuk treibt Ihr?"

„Krebsgang!" rief dieser trocken zurück. „Das Vernünftigste, was zu thun war, da wir denn doch nicht gleich zu Anfang die Vernunft an Bord nahmen."

„Haltet ein!" rief der Mönch hinwieder, „im Namen der heiligen Kirche...."

Der Steuermann lachte und wies auf die andern Schiffe der Flotte, welche gleichfalls umwendeten. „Sollen wir auch noch den Kaiser verlieren? Kann er hier auf dem unruhigen Elemente zu genesen hoffen?"

„Abscheulich! O Abscheulich! O höchst verrucht und gleißnerisch!" schrie der Mönch voll Zorn, daß seine schönen Aussichten so plötzlich in

den Grund sanken. „Lug und Trug ist des Kaisers Krankheit! Bei den Wundern unsers seraphischen Vaters Franziscus, die größer sind als die Wunder Christi, will ich's beschwören, daß die Krankheit des Kaisers nichts als Verstellung ist; ich ruhe nicht, als bis ich's an den Tag gebracht."

Nun erhoben sich aber, über seine Anklage entrüstet, alle diejenigen, welchen die Rückkehr willkommen war, gegen ihn, und nahmen lebhaft für den Kaiser Parthei; die Schwachen und Kranken fanden in dem Gedanken an die Rückkehr Trost und Kraft. Der Mönch aber eiferte unermüdlich fort; und, hatte er durch seine unbesonnenen Reden plötzlich alles Ansehn verloren, das er früher in so reichem Maße besessen, so lief er jetzt sogar Gefahr, von denen, die ihn vor kurzem wie ihren Schutzpatron geehrt hatten, thätlich zum Schweigen gebracht zu werden,

da er sich noch immer durchaus nicht zufrieden geben wollte.

Die Rüstigsten fielen über ihn her, faßten ihn und schafften ihn zu sichrem Gewahrsam in einen Winkel des unteren Schiffsraumes hinab, den sie wohl verriegelten, so sehr er auch drinnen tobte und schrie: „Ihr werdet noch an mich denken: ich werde die Wahrheit an's Licht bringen, — ich! Abscheulich! Ich ersticke. — Bei den Wundenmalen des seraphischen Vaters, macht auf!"

Umsonst! Er war verriegelt und blieb's. Lebhafte Theilnahme regte die Heimkehrenden auf. „Es lebe der Kaiser!" riefen Hunderte; „Gottes Hand mache ihn gesund!" Alles drängte sich nach jener Seite, von welcher man das Schiff des Kaisers erblicken konnte. Dieser hatte sich auf das Verdeck tragen lassen, und erhob sich nun, um für die Wünsche zu danken; zwei Bischöfe stützten ihn.

Tücher flatterten. Auf's neue scholl aus allen Herzen der Ruf als Gebet: „Es lebe der Kaiser!"

Der Bettelmönch mußte in seinem engen Gewahrsam dies Alles mit anhören. Seine Tobsucht hatte sich gelegt; er saß — (weil er des niedren Raumes halber nicht aufrecht stehen konnte) kaute an den Nägeln — in Ermangelung jener besseren Gerichte, um welche er betrogen war, und brummte giftig: „Schreihälse! — — Wart' Kaiser! Du sollst einen Mückenstich empfinden, der nachschmerzt!"

Günstige Winde beschleunigten die Rückfahrt. Schon am dritten Tage, nachdem die Flotte den Hafen verlassen hatte, lag sie in demselben wieder vor Anker. Mit eben solchem Jubel, wie sie sich zu den Schiffen als zu rettenden Inseln gedrängt, sprangen die Pilger an's Land, als seien sie jetzt vor aller Gefahr geborgen. Dem Kaiser aber verschlang das Fieber alle Gedanken

an den tiefen Schmerz seiner Seele, daß das Werk langer Jahre so urplötzlich zertrümmert sein solle! Bewußtlos wurde er in einer Sänfte nach Puzzuoli getragen, wo gesunde Luft und die Bäder ihn wieder herstellen sollten. So mußte Jolanthe den geliebten Gatten wiedersehen!

Gregorius befand sich in Anagni, als er die Kunde von der unerwarteten Zurückkunft des Kaisers erhielt; der Kardinal Sinibald war bei ihm.

Der hohe Greis empfing die Nachricht mit einer Ruhe, welche den Kardinal in Erstaunen setzte. Ungeduldig blickte er den heiligen Vater an und forschte in dessen Mienen nach dem Beschlusse.

„Ich muß!" begann der Papst nach langem

Schweigen, „und wahrlich zum erstenmal mit schwerem Herzen thu' ich heute meine Pflicht.“ Der Kardinal hielt diese Worte für Heuchelei, denn er besann sich lebhaft jenes Gespräches, worin der Papst seine feindseligen Gesinnungen gegen den Kaiser ihm vertraulich geoffenbart hatte; mißtrauisch sah er nun diese Gelassenheit, ungläubig vernahm er den Klang des Mitleids.

„Ich habe die Macht, den Blitz zu schleudern,“ sprach der Papst, jene Stimmung des Kardinals wohl bemerkend, mit Würde, — „aber ich kann ihm seinen Weg nicht vorschreiben, kann, wenn er gezündet hat, der Flamme nicht gebieten: bis hieher! Die Empörung einer ganzen Welt fürcht' ich nicht, aber jene Stunde vor Gott, da er mir mein Schuldbuch zeigen wird. —“

„So zögert, heiliger Vater, von der verderblichen Waffe Gebrauch zu machen, bis Ihr....“

„Bis wann?" unterbrach ihn der Greis mit jugendlicher Rüstigkeit, — „was soll noch weiter geschehen, das mein Gericht rechtfertige? Nein! ich richte gerecht...."

„....Nach dem Buchstaben des Vertrags!"

„Wem ziemt es, ihn deuten?" erwiederte ihm Gregorius in Hoheit; — „Wie das Wort Fleisch geworden, um unter uns zu wohnen, so sind wir Priesterge würdigt, das Wort zu bewahren, das Wort, das unsichtbar schwebt über allem Irdischen, das Wort, die geistige Hülle der heiligen und ewigen Idee, das Siegel des neuen Bundes, den der Himmel mit der Erde schloß. Was das Schwert in der Hand, die, ein sterblich Glied, nur Kraft empfängt durch den Willen, — das sind wir, der Knecht der Knechte, im Dienst des Wortes, das geheiligt ist durch die Idee, welche es so eng umschließt, wie der Leib die Seele. Wie die Wimpern sich dem Schlafenden schließen, damit kein Körnchen das unbewachte Auge

verletze, so flammen die Strahlen des Blitzes schützend um das Wort zusammen, daß es draus hervorschalle wie Gottes Stimme aus dem brennenden Busche. Und darum ergreift mich, indem ich die Hand öffne, um den Blitz draus loszulassen, ein Schauder, wie vor der Nähe des Allmächtigen, weil ich mich rein weiß von jedem persönlichen Haß, und als Mensch den Menschen bemitleide, der ohne Schuld sich unter der Strafe beugen muß, einzig damit die Furcht vor dem Worte aufrecht erhalten werde."

„Doch, hätte der Kaiser durch eine andre Schuld als die unfreiwillige seiner plötzlichen Erkrankung den Kreutzzug verhindert, würdet Ihr dann, heiliger Vater, leichteren Herzens ihn verdammen?"

„Lassen wir die Sophistik!" erwiederte Gregorius ernst, aber wohlwollend. Er gab ihm einen Wink, daß er entlassen sei, und befahl

dann seinem Geheimschreiber, die Bannbulle gegen den Kaiser, den Dictaten gemäß, aufzusetzen.

„Gleichwie das Herz des Vaters schmerzhaft betroffen ist," begann der Papst, in seinem Armstuhle sitzend, zu dictiren, „wenn er, von göttlichen Geschicken bezwungen, das Fleisch aus seinem Fleische von sich zu reißen für nöthiger erachtet, denn einen Flecken auf dem väterlichen Ansehen zu lassen...."

Er hielt mitten in der Periode inne; — Empfindungen, welche ihn als Menschen ehrten, obgleich er als Papst sie nicht laut werden lassen wollte, — zerstörten ihm den künstlichen Gedanken- und Redebau. Er überraschte sich, das Geschriebene prüfend, daß er weder als Papst energisch genug, noch als Mensch unumwunden genug gesprochen, und überzeugte sich, daß seine jetzige Stimmung nicht so ruhig war, um die Milde des Greises mit dem Ansehen des Kir-

chenoberhauptes zu verbinden. Noch lebhafter beschäftigte ihn der Zweifel, ob sich, wenn er in dem Styl der unvermeidlichen Bannbulle überhaupt die Väterlichkeit durchschimmern lasse, durch diese nicht die Furcht vor der Waffe auch in andern Gemüthern vermindern würde; ja er kam sogar auf des Kardinals Sinibald hingeworfenen Rath zurück, mit dem Ausspruch des Bannes noch zu zögern.

So, unfähig, mit sich selbst in's Reine zu kommen, und mit sich selbst eben dieser Unentschiedenheit halber unzufrieden, entließ er den Geheimschreiber.

In dieser Stimmung fand ihn ein Kämmerling, welcher eintrat und meldete, daß ein Mönch um die Gnade des Fußkusses bitte. Gregorius fragte um Namen und Orden, und ertheilte dann die Erlaubniß. Alsobald führte der Kämmerling den Mönch zu Gregorius, welcher in sei-

nem Armstuhle sitzend ihn empfing und die Huldigung von ihm annahm.

Der Papst fragte, von welchem Gnadenorte der Mönch komme, da er bemerkte, daß Letzterer auf dem Kragen seiner Kutte ein Kreutz geheftet hatte und einen Pilgerhut trug. Der Mönch, welcher auf diese Frage vorbereitet war und sie erwartet hatte, antwortete rasch: „Ich komme von der Flotte, heiligster Vater, welche der Kaiser nach Palästina zu führen versprochen hatte und drei Tage nach der Abfahrt in den Hafen zurückbrachte. Da ich nun mit Erlaubniß meiner Obern ein Gelübde geleistet habe, nach Palästina zu wallfahren, aber durch des Kaisers unerwarteten Rückschritt an der Vollziehung gehindert bin, so härmt sich mein Gewissen ab und weiß keinen Rath; darum bitte ich Ew. Heiligkeit, mir eine Buße aufzuerlegen."

Er hatte, während er sprach, verstohlen aber scharf auf die Mienen des Papstes geachtet, und

da er bemerkte, daß sie sich bei der Erwähnung des Kaisers und des Rückzuges verfinsterten, glaubte er dies als Grund zu errathen, daß der Papst dem Kaiser grolle, und nahm sich vor, demgemäß seine weiteren Worte zu wählen. Niedrig und boshaft, wie er war, vergaß der Bettelmönch es dem Kaiser nicht, daß dessen plötzliche Erkrankung ihm nicht bloß die schöne Hoffnung eines stattlichen Lebens auf fremde Kosten verdorben hatte, sondern ihm auch, wiewohl ohne Wissen, zum Anlasse von Demüthigung und Mißhandlung geworden war.

Der Papst erwiederte: „Da der Himmel selbst Dich durch besondre Schickung an der Erfüllung Deines Gelübdes hinderte, mein Sohn in Christo, so lastet keine Sünde auf Dir, wofern Du bei kommender Gelegenheit Deinen frommen Eifer nicht erkalten lässest. — — Fügen wir uns in die Schickung des Höchsten, welcher seinen Willen deutlich zu erkennen gab,

da er es zuließ, daß nicht bloß viele Gläubige dies Leben gegen ein besseres vertauschten, sondern auch der Kaiser von der Seuche ergriffen ward, von welcher er noch jetzt nicht genesen ist."

Der Mönch seufzte tief auf, faltete andächtig die Hände, hob den Kopf, so viel als es nöthig war, daß der Papst den Ausdruck der Ungläubigkeit in seinen Blicken bemerken konnte, und sprach in einem Tone, welcher recht gut bezeichnete, daß er bloß aus Ehrfurcht nicht widersprechen wolle: „So wird erzählt, heiliger Vater."

„Wie?" sprach Gregorius überrascht. „Was willst Du damit ausdrücken?"

„Ich wiederholte, was ich hörte; es ziemt mir nicht, Angesichts Ew. Heiligkeit etwas auszusprechen, was der Ueberzeugung Ew. Heiligkeit widerstreitet, und so bleibt mir, um auch keine Lüge zu sagen, nichts übrig, als: der Wahr-

heit gemäß zu bekräftigen, was allgemein erzählt wird."

„Sprich deutlich, die Wahrheit!" befahl der Papst in strengem Tone.

Der Mönch erhob den Kopf, seufzte wieder und versetzte: „Möchte es Ew. Heiligkeit gefallen, mir dieses Gebot zu erlassen, damit aus meinem Munde so wenig eine Anklage komme, als es ihm möglich ist, wider die Wahrheit auszusagen!"

Schon war der Papst mißtrauisch geworden, und zwar nicht gegen den Mönch, — sondern gegen den Kaiser; und fühlte dabei doch eine Art von Erleichterung und Beruhigung in sich. — Er beobachtete den Mönch und glaubte die Ursache von dessen Zögerung zu errathen, obwohl sein Scharfsinn auf falscher Fährte ging. „Sei gutes Muthes," sprach er mild zu dem Mönche, welcher eine erkünstelte Befangenheit zu bekämpfen suchte. — „Wenn

Du etwa von irgend einer Seite her Rache befürchtest, so denke daran, daß mein Haus ein Asyl für jeden Verfolgten ist."

Der Mönch gab sich den Anschein, als könne er nun leichter aufathmen, doch zögerte er noch immer mit der Antwort; um so ungeduldiger wurde der Papst. „Du befandest Dich auf der Flotte, mein Sohn in Christo, — — vielleicht in der Nähe des Kaisers?"

Leise bejahte der Mönch; bald gab er sich das Ansehen, daß er immer muthiger werde; — „ich sah ihn oft, heiliger Vater, von jenem Augenblicke an, da er an Bord kam, bis zu dem, da er, sich für krank sagend und von allen für krank gesagt, wieder an's Land getragen wurde, obwohl i ch glaube, daß seine Füße zum Gehen kräftig und gesund genug waren."

„Mein Himmel!" rief der Papst; der Mönch bemerkte, daß die Stirne des Greises sich glättete und gleich darauf wieder in Runzeln fiel,

daß Gregorius sich Zwang anthat, seine Gemüthsbewegung zu verbergen.

„Und welche Bürgschaft hattest Du, daß Du Dich selbst nicht betrogest?"

„Meine gesunden Sinne, heiliger Vater! Und — so gesund als diese, war Er!"

„Weißt Du, was Du aussprachst?" warnte der Papst. Der Mönch hielt ruhig dessen scharfen Blick aus und erwiederte: „Ich weiß es und würde, geschützt durch die Gnade des heiligen Vaters, nicht zagen, es dem Kaiser selbst in's Antlitz zu sagen, der, nachdem er lange Jahre hindurch die ganze Christenheit durch eitle Versprechen hingehalten, das zu erfüllen, was er feierlich schwor, nun durch ein unwürdiges Possenspiel sich gültig gelöset glaubt."

Diese Worte brachen die erzwungene Gelassenheit Gregor's, der ungeachtet seiner bisherigen Billigkeit und Mäßigung doch zu sehr Priester war, als daß er der Versicherung des Mönches hätte miß-

trauen können und wollen. Er stand auf, rief mit kräftiger Stimme: „Genug!", gab dem Mönche den Segen, und winkte ihm gnädig, sich zu erheben und zu entfernen.

„So schimpflich wäre ich getäuscht, von dem, welchen ich für edel hielt!? Verhülle Dein achtzigjährig Haupt, Gregor, vor Schaam; denn Dein Herz war nahe dran, Dich irre zu führen. Er ist ein Hohenstaufe! Tag jetzt rings um mich. Nicht genug, daß er die Macht der Kirche langsam geschwächt, — nicht genug, daß er sie offen bekämpfe wie seine Väter gethan, — er achtet sie schon für so gesunken, daß er sie ungestraft, o ausgesucht — beschimpfen darf. Erlebte ich hundert wie achtzig, — nie soll er's!"

Er setzte sich hin, und schrieb nun selbst eine Bannbulle. Des Vertrages von San Germano war darin erwähnt, dem zufolge der Kaiser nachgesucht hätte, daß der Bann ihn treffen solle, wenn er zur bestimmten Zeit

den Kreutzzug nicht anträte. Dann war diesem Schuld gegeben, daß er durch geflissentliche Verzögerung der Abfahrt bis in die heißen Sommermonate an dem Tode so vieler Pilger Schuld trage, daß er die Kirche und die Christenheit böswillig betrogen, um nur zurückkehren zu können in den Schooß gewohnter und beliebter Lust und Ueppigkeit.

Mit jugendlicher Thätigkeit schrieb er nach dieser Bulle einen noch heftigeren Brief an den Kaiser, zu jenen Beschuldigungen auch andre hinzufügend. Dann ließ er schnell von der Bannbulle viele Abschriften machen, und sendete diese in alle Länder der Christenheit.

Sobald der Kaiser sich in Pozzuoli von seiner Krankheit wieder etwas erholte, dachte er

alsogleich daran, den Papst von jenen Umständen in Kenntniß zu setzen, welche ihn rechtfertigen mußten. Zu diesem Ende sendete er Rainaldo von Spoleto und die Bischöfe von Bari und Reggio an Gregor.

Sie kamen bei diesem an demselben Tage an, an welchem Friedrich dessen Brief empfing und die Kunde vernahm, daß der Bann über ihn gesprochen sei. Nicht dies, sondern die Lüge, welche als Grund angegeben war, rüttelte des Kaisers Zorn auf.

„Entehrt vor der Welt! Durch eine Lüge!“ Umsonst versuchte Jolanthe, ihn zu besänftigen. Im Bewußtsein seines redlichen Willens, das Höchste zu erstreben, vermochte er den Grimm nicht zu zügeln.

„Bei Gott! Nicht aus Leichtsinn gestand ich's in San Germano zu, daß der Bann mich treffen möge, wenn ich zur bestimmten Zeit den Kreutzzug nicht beginnen würde. Ich that's,

weil mich die Ehre band. Sollt' ich früher nach fernen Ländern, bevor ich den Besitz der eignen mir und meinem Geschlechte dauernd gesichert? Deshalb trieben die Päpste; es wäre ihnen eine Lust gewesen, meine Reiche langsam zerfallen zu sehen, indeß ich ihnen das Morgenland eroberte. O, nicht erst heute ist's, daß ich ihr Streben durchschaue. — Verstellung mir anzusinnen! Mir! — Jetzt freilich bin ich mit eins gesund; der Zorn ist mein Arzt! Rom's Bischof soll diese Lüge, die er mir unterschob, theuer bezahlen!"

Jolanthe zitterte für ihn; ob ein solcher Arzt ihn nicht verderbe, statt zu heilen.

„Sei ruhig!" sprach er, nicht an sie, nur an die Ehre seines Namens denkend. „Was ich beginne, bring' ich zu Ende. Heute sehe ich, was ich seit elf Jahren vergebens zu vergessen hoffte. Nie wird Rom und Staufen in Frieden leben. Denke an diesen Tag, Jolanthe! Mit

dem Schwerte streich' ich ihn an. Honig im Munde, Galle im Herzen, das ist Rom. Allgemeine Verwirrung, damit es herrsche, will Rom! Heda! Wo ist Petrus von Vineis? Wo Thaddäus von Suessa? Wo sind meine lebendigen Schwerter, die Mähder aus Deutschland, die sarazenischen Sicheln? Herbei, Freunde! Der römische Maler, der schwarz in weiß und weiß in schwarz verwandelt, hat auf das Herz unsres Adlers eine Lüge geklekst. Ich duld' es nicht! Ich kratze sie ab. Krankheit ist jetzt Verbrechen! Rom sagt's. So soll meine Tugend jetzt Gesundheit sein, Gesundheit genug, um diesem Rom, das Schande spricht, die Maske abzureißen."

In diesem Sinne war auch das offne Erwiederungsschreiben abgefaßt, welches der Kaiser der Bannbulle entgegenstellte. Er rüstete mit voller Kraft, dem Papste zu zeigen, daß er den Bann nicht scheue, und daß Gregor nicht unge-

straft die kaiserliche Majestät befleckt habe, um der Welt zu zeigen, daß der Kreutzzug der Beschluß seiner freien Willenskraft sei, und daß er, allen Unfällen zum Trotz, ihn vollführe. Schon längst hatte Friedrich mit einem der zwieträchtigen Herrscher der Sarazenen im Orient heimlich Unterhandlungen um dauernden Besitz angeknüpft, denen der kriegerische Zug als Rückhalt dienen sollte; — auf's neue schickte er jetzt einen Gesandten an Caamel, den Sultan Aegyptens, durch Klugheit und Freigebigkeit band er das in Rom gewaltige Geschlecht der Frangipani an sich, durch Menschenfreundlichkeit und Großmuth gewann er Rom's Senat und Volk, so daß der Papst, als er am zweiten Ostertage in Rom auf's neue den Bann gegen ihn verkündigte, vor dem Zorne der Römer nach Perugia flüchten mußte. Schritt für Schritt folgte das Glück des Kaisers rastloser Thätigkeit. Aus Syrien kamen Botschaften, daß der Feldherr,

den er dahin vorausgesandt, gesiegt habe. Die Gunst des Glückes spornte seinen Eifer. Dem Banne trotzend, der ihm jede Handlung im Interesse der Christenheit verwehrte, sandte er auf's neue eine auserlesene streitbare Schaar in's Morgenland, und traf Anstalten, sich selbst mit den übrigen Pilgern und Kriegern dahin einzuschiffen. Unter solchen Geschäften verrannen Monden wie Tage, war auf's neue der Sommer herangekommen. Unter freiem Himmel hielt er Reichstag, bestellte die Verwaltung des Reiches und sein Testament. Erbittert über die Begeisterung, welche der Gebannte weckte, welche ihn schützend umgab, erbittert über das wachsende Glück des Verächters der Kirche, schloß der Papst, um Pläne für die nächste Zukunft auszubrüten, sich in stille Einsamkeit; seines Zornes Uebermaß zu füllen, erblickte ein neuer Sprößling der Hohenstaufen das Licht der Welt, und Priester genug waren da, den

Sohn des Gebannten zu taufen. Wie ein Löwe aus seiner Höhle, spähte Gregorius aus seiner abgeschiedenen Zelle auf das Glück und die Siegeshoffnungen des Gegners hinaus.

„Ich seh' sein Trachten abgerollt von jetzt bis zu seinem Untergang!" sprach er. „Auf Leben und Tod gerüstet steht er der Kirche gegenüber. — Nun denn, so sei's Kampf auf Leben und Tod, — jeder mit seinen Waffen!"

Die Schiffe lagen segelfertig, die Pilger und Krieger hatten sich allmälig wieder zur Fahrt gesammelt, und warteten ungeduldig auf den Kaiser.

Dieser aber stand an einem Sarge, in der Rechten die starre Rechte seiner Gattin Jolanthe haltend, im linken Arme sein jüngstgebornes

Söhnlein Konrad. Im Doppelschmerze stand er aufrecht, ungebeugt, „Du verließest mich, Jolanthe! Ich muß Dich verlassen, mein Kind!“ Er küßte das Kind und reichte es dem Herzoge von Spoleto, den er zum Reichsverweser bestellt. „Nimm, Rainald, ein Kleinod, kostbarer als das Reich, das ich Dir anvertraut. Ich fordre es zurück, wenn ich als Sieger wiederkomme, — fordre es, fall' ich im heiligen Kampf, vor Gottes Angesicht von Dir. Fühlst Du's auf Deinem Arm?! Einen König, eine Zukunft, — eines Vaters Hoffnung! das Gefäß, das die Hostie der Majestät umschließt! Sei wie ein frommer Priester und fasse es nur mit reinen Händen an! Den Namen Hohenstauffen selbst! — O sieh' ihn an, wie er zuerst nach meiner Stirne blickt, — weil eine Krone drauf, — dann nach dem Herzen! — —“

Rainald legte seine Finger zum Schwur der Treue auf das Haupt des mutterlosen Kindes.

„Jolanthe!“ sprach Friedrich, und legte sanft ihre starre Hand auf die kalte Brust.

II.

Günstige Winde! Fröhliche Fahrt! Das Schiff ist Jedem Heimath. Bei lustigem Becherklang wachsen junge Freundschaften hoch auf; frisches Behagen an der Gegenwart haucht drüber weg.

Auf einem der Schiffe treibt ein Gaukler sein Wesen, singt Lieder, bringt Schwänke; jung und alt lacht sich satt; Jeder bittet ihn zu Gast, für einen Schluck Cyperweins liest er in den Sternen, für eine gute Mahlzeit lehrt er diese und jene fröhliche Kunst. Nur zwei, drei alte Herren, die wenig reden und meist im Winkel

sitzen, und wenn sie gehen kurze Schritte machen wie eine Jungfer, sehen den allgemeinen Liebling mit Mißbehagen, schlagen manchmal ein Kreutz und murmeln verdrossen unter einander in schlechtem Latein zuweilen ein Wort, das der Gaukler hören soll. „Haud decet monachum, facere histrionem et joculatorem!“ Dieser aber kümmert sich um die Griesgrämigen nicht und treibt's nach wie vor; — die Beiden sind zwei Bettelmönche, welche verkleidet das Schiff bestiegen.

„Merk' auf!“ rief ein Apulischer Baron den Gaukler an, — „Da Du die Kunst der Falkenbeitze gründlich verstehst, wie ich aus Deinen Beschreibungen erkenne, so will ich Dich dem Kaiser empfehlen, der ein Liebhaber der Falknerei ist und ein Meister in der Kunst.“

Drauf der Gaukler: „Möcht' wissen, ob so von Grund auf wie ich. Ich beitz' Euch nicht Falken allein.... Höher hinauf!“

„Spatzen?“

„Tiefer herab! — Adler! Lacht nur! — Oh, ich bin einer Erfindung auf der Spur — — —“

„Gebt acht! Es kommt eine Prahlerei.“

„Steckt er den Vogel Rok an einen Bratspieß?“

„Gefehlt, ihr Herren! Höher hinauf!“

„Nun, dann ist die Lüge, die er vorbringen will, breiter und länger als Apulien.“

„Pst! Laß ihn reden! Sprich, Tausendkünstler, was für eine Erfindung?“ — —

„Ich will aus einem Taubenei ein Krokodill ausbrüten.“

„Brav gelogen, Stutzkopf! Bei meiner Ehre, diese Lüge verdient ein Glas Cyperweins, und ein Stückfaß verdienst Du, wenn Du das Kunststück vor meinen Augen machst.“

„Topp!“ rief der Gaukler; „ich mach's vor Euren Augen, edle Herren!“

„Nun, so fang an!“

„Nicht jetzt! nicht jetzt! Um's auszuführen, muß ich in dem Lande sein, wo's Krokodille gibt. Aber bei Eurer Ehre, Ihr Herrn, ich thu's und — das Stückfaß — habt Ihr es nicht bei der Hand? — Ihr verliert es. Bei meiner Treu, Ihr dürft Euch so gewiß auf mein Kunststück verlassen, daß Ihr nichts auf's Spiel setzt, wenn Ihr mir das Faß gleich jetzt überliefert."

„Gut, er soll einen Wallfisch dazu als Frühstück bekommen."

„Ich protestire, edler Herr! Seit ich selbst einem solchen zum Frühstück diente...."

„Wie? Jonas der Zweite?"

„Seine Lügen werden geschwollen."

„Gewiß und wahrhaftig nicht, Ihr Herrn. Ich war drei Tage lang im Bauch eines Seeungeheuers...."

„Und am dritten drücktest Du ihm den Magen. Armes Ungeheuer! Es konnte Dich nicht verdauen!“

„Und spie mich an's Land, mich und etliche Schock meiner Kameraden,“ betheuerte der Gaukler, verschmitzt lachend; — „als ich aus des Ungeheuers Rachen herausschlüpfte, blieb mein Haar sammt der Kopfhaut ihm an den Zähnen hängen; seht, Ihr Herrn, drum ist der Nachwuchs auf meinem Schädel noch heute so mager.“

Die ihn umstanden, lachten über seine plumpen und ungeschlachten Lügen; er dachte sich sein Theil Wahrheit dabei, während er mit allem Wohlbedacht eines Feinschmeckers den süßen Cyprer schlürfte.

„Vergiß mir das Ausbrüten nicht, Zauberhenne!“ riefen ihm die Barone lachend zu.

„O gewiß nicht! Doch habt nur Geduld! Ich thu's, sobald wir in Palästina sind."

Auf dem Schiffe des Kaisers befanden sich Manadora und Kaf, Manadora in männlicher Kleidung; sie hatte in der kurzen Frist eines Jahres, die sie nach dem Tode der Mutter nicht immer in der Einsamkeit von Campofelice, sondern häufiger in einem prachtvollen Palaste in Capua verlebte, in größerer Gesellschaft oft genug der Männer Trotz und Stolz gegen Frauen gesehen, daß es ihr demüthigend schien, vor Männern anders denn als Mann aufzutreten; sie wollte nicht denken müssen, daß ein Mann sich über sie als Weib durch Muth und — Kleid erhebe. Das Gelübde, das die Mutter gethan, zu lösen, war die bald fünfzehnjährige Jungfrau entschlossen, und Kaf, der seine östliche Heimath

gern wiedersah, hatte ihrem Vorsatze nur deshalb widersprochen, weil er sie genau genug kannte, um zu wissen, daß jeder Widerspruch sie nur um so fester in ihren Beschlüssen bestärke. Nicht Zufall war's gewesen, was sie auf dasselbe Schiff geführt, das für den Kaiser bestimmt, sondern ein gewisser heimlicher Trotz in ihr, den Mann zu beobachten, dessen Lob auf allen Zungen war, und gegen dessen Größe sie ebendeshalb um so mehr Zweifel hegte; sie wünschte einen Augenblick, wo sie den Gepriesenen auf einer Schwäche belausche, um sich dann an dem Gedanken freuen zu können: „Auch er ist nur — ein Mann!“

„Nimm Dich in Acht, Astolf!“ warnte Kaf sie oft, wenn sie stundenlang still in einer Ecke saß und kein Auge von dem Kaiser verwandte. „Er ist ein Mann!“ — „Deshalb laure ich, trotze ich“ — erwiederte die in den Pilger Astolf

verwandelte Jungfrau; — „wüßte er, daß ich ein Mädchen bin, er würde seinen Handlungen Zwang anlegen, — doch weil er mich für einen Mann hält — — —" „Gefährliche Prüfung!" meinte Kaf, — „nicht für den, der geprüft wird, sondern für den Prüfenden selbst. Welchen Makel entdecktest Du bisher an ihm? —" Astolf schwieg. „Und wenn Du einen entdecken würdest, — auf welche Weise würdest Du Deine Freude äußern, oder wie verbergen? Astolf, hier ist eine Schwäche, an der auch das stärkste Frauenherz leidet. — — —" „Und welche? Die Liebe doch nicht? Ich weiß nicht, was Liebe ist. Ich hasse diese Liebe, welche Männer zu Sclaven der Frauen, und manche Frau doch elend...." — „Wer sprach von Liebe, Astolf?" — „Ich nicht! Nie und nimmer! Auch Du sprich nie davon." — — „Gewiß: ich dachte nicht dran...." — „Woran sonst?" — „An die Eitelkeit" — „Wie thöricht!" — „Gewiß, Eitelkeit macht thöricht —"

„Macht thöricht wie Liebe!“ — „Nun wahrhaftig, Astolf, da sprecht Ihr von Liebe, und ich meinte: Ihr dächtet an Haß!“ — „Ich will an nichts Andres denken; schweig'!“ — „Gut Madonna! Und dennoch tragt Ihr Männergewand, und, daß Ihr's tragt, sieht ebenso gut wie Furcht als wie Trotz aus.“ — Keine Antwort ward ihm darauf.

Heinrich stand nicht ferne, ungesehen, und hatte manche Rede und Gegenrede gehört. Sein Herz flammte auf, er hatte noch nicht geliebt. Reizender erschien ihm die Schönheit der Jungfrau im Männerkleide. Er, ein Namenloser — sie die Namenlose! — Diese Glut in seinem Herzen, — diese Glut in ihren Augen! Er vergaß seine Zweifel, die immer wieder vorbrachen, er vergaß seinen Thatendrang, fast war er daran, sogar den Kaiser zu vergessen, das Einzige, Höchste und Edelste, was er bis jetzt lieben gelernt, in dessen Thaten und Ruhm er

lebte und sich glücklich fand. Je mehr er sie von jenem Augenblicke an zu meiden strebte, so herzinniger suchte er sie; je weniger sie ihn beachtete, so fester und stärker war er an sie gezogen und gebunden. Und doch wagte er kein Wort an sie. Sie war ihm wie eine lichte Erscheinung, die beim irdischen Anruf in rosige Nebel zerfließt.

Dem Kaiser war das eigenthümliche Wesen Astolf's nicht entgangen; er erkundigte sich bei Mehren aus seiner nächsten Umgebung nach dem stillen jungen Pilger; aber niemand konnte ihm Bescheid geben, und Kaf, der einzige, der es konnte, erwiederte auf verschiedene Fragen, die an ihn ergingen, nur: sein Herr heiße Astolf, sei eines Edelmanns Sohn, und ziehe nach Palästina, um ein Gelübde seiner Mutter zu erfüllen.

Die ungenügenden Antworten regten des Kaisers Theilnahme noch lebhafter an. Er trat, ehe Astolf sich's versah, zu diesem.

Vergeblich sann Astolf auf gleichgültige Worte. So nahe dem Kaiser, der, in der Blüthe seiner Jahre, ausgezeichnet durch edlen Anstand, die Züge durch den Ausdruck der Trauer doppelt schön, Athem an Athem vor ihm stand! Da floh der kecke Trotz wie ein gescheuchtes Reh, und, einen Augenblick lang überwunden, neigte sie sich in Holdseligkeit vor Friedrich und fand kein Wort.

„Ihr besitzet Muth bei so großer Jugend und so schwächlichem, fast mädchenhaft scheinendem Gliederbau," sprach der Kaiser den Pilger an, — „da Ihr von Vaterland und Eltern fort in die Gefahren eines fernen Landes zieht."

Die Anrede richtete den gesunkenen Stolz in Manadorens Herzen wieder auf. „Muth genug," sprach sie lächelnd, „um im Geleite von Tausenden nicht zu zittern. Ist dies Muth? Um Wort zu halten? Um auf geheiligtem Boden

zu wandeln, um an einem Gnadenorte zu beten? Ist dies Muth?"

Heinrich, der in der Nähe stand, bebte, als er den weichen süßen Klang ihrer Stimme zum ersten Mal vollaustönend vernahm. Er fürchtete: sie würde ihr Geschlecht verrathen; es dünkte ihm, als sei dies Geheimniß nicht blos ihres allein, auch seines, dies Geheimniß die Bedingung seines Glückes, und das letztere müsse verduften, wenn das Siegel des ersteren von einer andern Hand als der seinigen erbrochen werde.

Der Kaiser lud jetzt selbst Astolf zu traulicher Zwiesprach beim Mahle in der Cajüte ein, — Astolf lehnte dies ab.

Der Kaiser entgegnete lächelnd: „So fürchtet Ihr Euch dennoch, Astolf! Wäret Ihr — wofür Euer zartes und liebliches Ansehen Euch ausgibt, statt eines Jünglings ein Mädchen, so begriff ich den Grund Eurer Furcht, mit einem Manne allein zu sein. — Immerhin seid

Ihr spröde und schüchtern. Doch dann erklärt mir...."

Scham, Zorn und Stolz färbte des verstellten Pilgers Antlitz mit dunklem Purpur. „Ein Mann!" sprach sie leise, doch nicht mehr mit Abscheu, — und setzte zögernd hinzu: „Furcht?"

Heinrich athmete kaum. Er wähnte jetzt: der Kaiser wisse um das Geheimniß ihres Geschlechtes und verspotte sie. Sinnlos vor Zorn mehr als vor Eifersucht, trat er einen Schritt näher. Der Kaiser bemerkte und erkannte ihn kaum, so sehr hatte der Aufruhr des Innern Heinrich's Züge verändert, schreckhaft beinahe, wie die einer Leiche.

„Verhüte Gott!" rief der Kaiser tief ergriffen, — „schwebt die Geißel auf's Neue über uns, die vor einem Jahre uns vom Beginne zurückpeitschte?"

„Ich bin gesund, mein Kaiser," erwiederte Heinrich, sich besinnend, — „Ihr dürft es glauben."

Sein Blick streifte über Astolf, in dessen Augen, während der Kaiser sich abgewandt, die Seele an Friedrich hing. Da erstarrte Heinrich's Blut, er fühlte tödtliches Wehe. „Sie liebt ihn!" stammelte sein Herz. „Zurück! zurück!"

Schweigend begleitete er den Kaiser, der sich von Astolf entfernte, in das prachtvoll hergerichtete Schiffsgemach, wo die Mahlzeit aufgetragen ward, und schlug, wie der Kaiser es liebte, indessen die Laute.

Manadora barg sich seit jenen kurzen Wechselreden einige Tage lang vor den Blicken des Kaisers. Kaf sah den Kampf, der sie aufrieb; doch jedes Wort, mit welchem er klug diesen zu entscheiden versuchte, scheiterte. Von allen Lehren, welche durch die falsche Erziehung der besorgten Mutter mit ihrem Charakter eins geworden waren, verging eine nach der andern durch den Zauber der Liebe. So war ihr Wesen, plötzlich herausgerissen aus stiller Sicherheit,

dreifach elender, als wenn die Mutter es von früh an jeder Gefahr völlig preisgegeben hätte. Der Boden, auf dem sie bisher gewandelt, war verschwunden; jetzt schwindelte sie, aufgerafft zum höchsten Flug; — rings um sie unermeßlicher Abgrund. Mit unsäglicher Angst klammerte sie sich an den Schatten des gestürzten Idols, das sie bisher für ihr eigenstes Selbst gehalten, und wollte nicht anerkennen, daß es zertrümmert sei; doch es graute ihr vor dem neuen Selbst, das an des früheren Stelle ihr, ein Sonnengott aus nächtigen Tiefen empor, entgegentrat. An seinen Wagen gespannt, — Wonne empfindend in dem Gefühl, im Triumph hingezogen zu werden! Doch so viel Verstand war noch in dem Wahnsinn dieser Liebe, noch so viel Stolz in der Sclaverei dieser Wonne, daß sie sich's selbst nicht gestehen wollte; und doch so viel Mißtrauen gegen diesen Verstand und gegen diesen Stolz, daß sie sich vor ihren eignen

Lippen fürchtete! „Lieber frei hingetreten!“ flüsterte ihr Stolz, — „lieber großartig verschenkt ein ganzes Sein, als — erobert sein und dies zugeben müssen!“ „Dies eben ist Liebe,“ rieth ihr Verstand, „Liebe, die den Stolz als Maske nahm, um Dich zu überlisten!“ — — — „Nimmermehr! Nimmermehr!“

„Armes Geschöpf!“ dachte Kaf; — „einst und oft verflucht' ich mich; — jetzt fühl' ich: wie glücklicher ist ein Mann, der keiner mehr ist, als ein Weib, das ganz Weib ist! Das Geschlecht rächt sich für den Spott, den sie ihm anthun wollte, als sie dessen Kleidung anthat.“ — Auf's neue sann er denn auf Mittel, ihren Kampf zu enden. Er stachelte ihren Stolz; vergebne Mühe — er stachelte eine Leiche. Er erinnerte sie an ihre Mutter; — alte Wunden zu neuen! Was blieb übrig, als auf den Feind gradaus loszugehen, ihn im Anlauf zu tödten,

— die Liebe! und zwar durch Hoffnungslosigkeit, durch Spott!

In einsamer Nachtstunde sagte er ihr's in's Ohr, was sie — (so blind und thöricht macht Liebe! —) ihm verborgen wähnte; — daß sie liebe, und wen!

„Den Kaiser!" Und so hoch schilderte er ihr dessen Majestät und so niedrig daneben ihre Abkunft, ihren Stand, daß sie verzweifeln sollte. Aber ihre Liebe schwang sich, kühn wie sie selbst, immer höher, höher hinan, bis zum Gipfel der Majestät selbst empor. Es ward ihr wohl im warmen Licht; ihre Seele richtete sich darin stolz, groß und kräftig auf.

Er schilderte ihr des Kaisers Wesen und Trachten, treu bis in's Kleinste den hohen Geist, dem Frauenliebe unter mächtigen Weltgeschäften nur wie eine leichte flüchtige Erholung gelten könne, — das Frauenherz daneben, achtlos zertreten von der Ferse des Weltherrschers, wenn

dieser der Nachwelt rastlos entgegenschreitet; er erinnerte sie an die beiden Gattinnen Friedrich's, Constanze und Jolanthe, die vielleicht, nein: gewiß an Gram gestorben seien, indeß der Kaiser ihrem Andenken nur ein flüchtiges Gedächtniß schenke; die dritte, mit der er einst vielleicht seine Krone wieder theilen möge, werde kein günstigeres Loos finden!

Ein Ton, wie Gelächter, ein einziger Ton doch nur, grausig, entfuhr Manadorens Brust, schnitt wie ein Mißklang in Kaf's Herz. Entsetzliche Wollust, — ein einziger elektrischer Schlag in ihr! Alle Nerven zittern davon nach. Ein Gedanke: — gekommen, entschwunden! Mit einem Mal heller Tag in ihr, und plötzlich wieder Nacht.

Kaf's Redeschatz war erschöpft. Langsam fing er an zu begreifen, was in ihr vorgegangen. Jener Ton, das Lachen, halb aus Wollust, halb aus Verzweiflung, summte ihm in den

Ohren. Anfangs zitterte er vor dem Vorwurf, unbewußt den Funken entzündet zu haben, der sie verzehren werde. Dann erhob er sich drüber. Das Höchste schien ihm möglich.

„Wollt Ihr länger Astolf, oder wieder Manadora sein?“ fragte er sie mit Nachdruck.

Sie schwieg.

„Schämt Ihr Euch des Namens, den Eure Mutter Euch gab?“

Der Vorwurf regte einen wunderlichen Gedanken in ihr auf; doch sie zwang ihn nieder und schwieg.

„So geht unter!“

„Ich kann's!“

„Hört mein letztes Wort!“

„Sprich's!“

„Ihr warft Euch in die Gefahr!“

Sie seufzte.

„Jetzt flieht Ihr davor!“

„Nein! Nein!“ sprach sie heftig. „Schweig!“

Es war Nacht. Sie verließ ihr Lager und stieg hinan auf's Verdeck, die Einsamkeit suchend. Dumpf schlugen die Wogen an die Planken des Schiffes; sie lehnte sich an das Geländer und blickte in die dunkle Tiefe hinab. Ihr Schicksal sprach aus dem dumpfen Rauschen der Wellen herauf.

Lange stand sie so, Gedanken spinnend und verlierend, neue anknüpfend.

Plötzlich überrieselte sie ein leiser Schauer. Friedrich stand neben ihr. Ihre Seele empfand die Nähe der seinigen, eh' sie ihn sah. Der Jungfräulichkeit Weihthum umhüllte sie wie ein dichter Schleier; sie blickte nicht um, zitterte, barg sich, da doch ohnehin die Nacht ihr Antlitz barg.

Friedrich hatte nicht gehofft, sie hier zu finden; da er sie aber fand, war er stumm; niemand hatte ihm das Geheimniß ihres Geschlechtes entdeckt, doch war ihm das letztere, — an-

fangs nur dunkle Ahnung, — zur Gewißheit geworden, seit sie ihn — mied.

„Astolf!“ sprach er leise, herzgewinnend.

Manadora wendete sich, das Verdeck zu verlassen; sie fühlte: jetzt sei es um sie geschehen. Ihr Fuß zögerte....

„Ihr flieht mich; — — nicht jetzt blos — — schon seit Tagen meidet Ihr mich....“ Er sprach's wie Vorwurf, wie leise Klage zugleich. Der Ton bannte sie fest. Sie fühlte erst jetzt, wie sie ihn liebe! Schon hing ihr Herz am kleinsten Kleinen, was der Mann dem Weibe spenden kann, eine Redensart, wie sie oft gleichgültig gesprochen wird, eine Frage, hinter welcher sich so oft eine Aermlichkeit von Theilnahme versteckt, riß sie hin.

Und wieder klang die holde einschmeichelnde Stimme: „Astolf! — laß mich Dir's bekennen, was Du selbst zu bekennen in süßer Scham zögerst, — — Du bist....“

„....Ein Weib!“ sprach sie, ganz hingegeben, ganz eine Himmelsthräne im Kelche der stolzen Königsrose. — Seine Arme umfingen sie. „Du sollst Dich nicht rühmen, mich errungen zu haben; hier hast Du mich als Geschenk! Tödte mich oder kröne mich; wirf mich von Dir oder laß die Völker, die Dir gehorchen, vor mir hinknieen. Wie Du ein Juwel, das Du zum Geschenk empfingst, zertreten kannst, um Deinen Reichthum zu beweisen, so mich. — Oh ich wollte: Du thätest so jetzt mit mir, und ich verginge in dem Moment, da Du mich empfingst. O wär' ich eine Flamme und verzehrte Dich, da Du mich umarmst, daß in der nächsten Sekunde keine Spur von uns beiden bliebe! Ist dies Liebe, — dann lieb' ich Dich, — ja, so lieb' ich Dich, wie der Tod, Friedrich! Dich ganz muß ich besitzen, will um diesen Preis dann selbst nicht mehr sein!“

„Und so bin ich Dein!“

„Umfängst eine Namenlose.“

„Namenlose Liebe!“

„Wie Gott! Gieb ihm tausend Namen, er hört, bei welchem immer Du ihm rufst. Rufe mir mit dem süßesten und schmerzvollsten Namen, und ich bin Dir nah. Nenne mich Sclavin oder Fürstin, ich höre Dich, den Rufenden, nicht meinen Namen.“

„Ich will Dich nennen, was Du bist — Liebe!“

„Heimlich? Ich bitte Dich, das sage mir: Heimlich? So leise, daß ein Horcher meint, ein Zephyr sei's, der über Blumen streift? — Oder vor aller Welt? So laut, daß das Wort, der Name das Brausen des Meeres überschallt? Laut! Friedrich! laut! Was ich bin, will ich vor tausend Augen und Ohren sein. Alle Reichen sollen wissen, daß ihr Reichthum Bettelhaftigkeit ist gegen Liebe. — O heitrer Stern dort oben, wärst Du Sonne und durchbrächest

jetzt die Mitternacht, daß jedes Auge sähe, was Liebe ist, daß keiner zweifle, keiner vermuthe und keiner flüstre, daß jeder nur staune und sich freue oder beneide. Hörst Du die Wellen rauschen? Das Meer ist Zeuge, es ruft den Bund aus!"

„Fürstin des Morgenlandes! Heißest Du nicht Liebe? So soll Liebe dort herrschen, wie Liebe das Abendland bezwang."

„Weh mir! Das ist Frost! Du spielst mit Worten. Was ich fühle ist in keinen Laut zu fassen und verzehrt jede Form. O sprich nicht so!"

„So laß uns die Schwerter vertauschen, nimm das meine, Astolf, gib das Deine."

„Die Herzen, Friedrich! Nimm das meine und verschließ es in Deinem, so wird es eins mit ihm und Du lebst zwei Leben. Meine ganze That ist Liebe, weil Liebe mein ganzes Denken. Einst war es anders. Ich dachte an

Thaten, war stolz, Männer dadurch zu beschämen — — —. Was einst? Ich Thörin! Was Stolz! — Jetzt bin ich nur stolz auf Dich, — gewiß, stolzer auf Dich, als Du selbst."

Sie brach rasch ab und schlang ihre Arme um ihn. Schweigend hielt er sie umschlossen; tiefinnerst ergriffen, doch nicht von lauterer Freude. Gedanken, welche der Liebe fremdartig waren, stürmten wie muthige Krieger in seinem Haupte dahin. Vor seinem geistigen Auge lag die Welt im Sonnenlichte, Schranke an Schranke drauf, Gefahr an Gefahr, Kampf an Kampf. — Mitten durch diese Unruhe und wilde Lust zog sich wie ein stilles Bächlein leise rieselnd — Sehnsucht nach Frieden. Aus bewältigten Trümmermassen neue, schönere Tempel zu erbauen! Recht und Gesetz, Wissenschaft und Kunst, wie ein Gott den Geschlechtern zu spenden, die von nah und fern heranwallen, um im Schatten des Oelbaumes von dem Kaiser, dem Weltherrscher,

wie von einem Vater die himmlischen Gaben zu empfangen. Nicht auf dem Schlachtfelde zu sterben! Nein, als väterlich-priesterlicher Greis, von Segnungen leise umrauscht, von gekrönten Kindern umstanden, welche Frieden und Gesetze vererben, das brechende Auge auf die sprossenden Keime der Nachwelt, auf die reiche Frucht der Mitwelt gerichtet. — Dies — des Kaisers Gedanken, da Manadora an seinem Herzen lag, die nichts dachte, als ihn. Das Zucken ihrer heißen Hand in der seinigen erinnerte ihn wieder an sie. Die Freude am schönen Augenblick kehrte ihm zurück; strotzende Lebensfülle in seinen Adern verdrängte im holden Leichtsinn die Gedanken an die Zukunft. Was ihm das Schicksal, unermüdlich im Schenken, an's Herz gelegt, preßte er an sich in kräftiger Freudigkeit.

Indessen saß nicht allzufern von diesen Beiden Heinrich, still und unbemerkt. Er war heraufgekommen, ohne zu ahnen, was er oben be-

lauschen würde. Groll durchdrang ihn, nicht gegen den Kaiser, nicht gegen das Mädchen, die seine erste Liebe kaum erweckt und schon getödtet, sondern gegen sich selbst. Die Worte seines Vaters kamen ihm in den Sinn, dessen letzter Rath: „Hüte Dich vor Frauenliebe; — dies mein Vatersegen!"

So mußte er ja wohl sich selbst verspotten, daß er gehofft, durch schüchtern Werben, durch stillen Liebesdienst ein Herz zu gewinnen, das sich selbst schon verschenkt hatte. Er konnte den Kaiser nicht verdammen, daß dieser die Spende des verschwenderischen Schicksals frischen Muthes angenommen, — wußte er doch, wie empfänglich Friedrich's Herz für weibliche Schönheit, wie ihm Unterhaltung mit geistreichen Frauen Bedürfniß war, wie die kleinen Weltgeschichten der Liebe voller Kämpfe und Abenteuer seinem im Großen wie im Geringen gleich rastlosen Geiste zu anmuthigen Forschungen dienten.

zugleich aber jammerte Heinrich die Jungfrau, er wußte ja auch, wie bald Friedrich alle Freuden des Herzens vergaß, wenn die Stunde der Muße vorbei war und die Welt nach dem Kaiser fragte.

Durch solche Gedanken suchte Heinrich den Schmerz in der eignen Brust zu beschwichtigen; es gelang, — hörte er ja doch Manadorens Stimme nicht mehr, verhüllte ihm ja doch die Nacht Manadorens Schönheit.

Als aber die Sonne im Osten aus den Wellen sich hob, und er die Huldgestalt wieder erkannte, durchtobte ihn der Schmerz wie Todeskrankheit. Auf's neue gedachte er mancher Worte seines Vaters, und flüchtete sich in den Glauben an keine Fortdauer, wie in ein heiliges Asyl. — Mit diesem Hindenken kam der Wunsch nach Befreiung durch eigne Wahl und Kraft.

Freudengeschrei hoch über seinem Haupte.

„Cypern!" rief ein Matrose vom Mastkorbe

herab. — Der Ruf weckte alle. Das Verdeck war bald voll Pilger und Kreutzfahrer, die mit Jubel Cyperns Küste begrüßten, welche sich in klaren Umrissen von dem silberglänzenden Meeresspiegel ausschied. In Cypern, so wußte man, hatte der Kaiser zu landen beschlossen, um dort die neuesten Nachrichten über die Zustände des heiligen Landes einzuziehen und das Wichtigste zu beschicken, bevor er nach Akkon steure. Von den Winden begünstigt durchschnitten die Schiffe, ungeheuren Wasservögeln gleich, rasch die Fluthen.

Der Anblick Cyperns, gegen dessen Regenten, Johannes von Ibelym, der Kaiser gerechte Ansprüche wegen Berytus und der Reichseinnahmen zu erheben hatte, lenkte Friedrich's Gedanken auf die Erfüllung seiner Pflicht, auf die Gewinnung des heiligen Landes. Er sah sich um im Kreise der stattlichen Barone, Prälaten und Ritter, welche ihn umgaben, und forschte nach dem Treuesten unter ihnen, durch welchen

er einen geheimen Auftrag sicher bestellen könne. Da fiel sein Auge auf Heinrich, der abseit von allen stand und voll feindseliger Gedanken gegen sich selbst in die Wellen hinabstarrte.

„Heinrich!“ rief ihn der Kaiser an, indem er zu ihm schritt, — „Du warst mir stets in rechten Treuen zugethan!“

„Gewiß! Herr!“ erwiederte der Arme aus voller Seele.

Der Kaiser ging nun mit ihm an einen stillen Ort und sprach: „Ich habe einen Auftrag, Heinrich, den ich nicht durch jedermann bestellen lassen kann.“

„Gefahr? Kaiser, Tod?“ fragte Heinrich.

„Klugheit und Treue bedarf's dabei.“

„So gebt! O eine That! Eine That, die mich fortreißt, wie Windsbraut! Kein heilsamer Geschenk könnt Ihr jetzt mir geben, o Herr, als eine That!“

„Sobald wir gelandet, das Weitre, Hein-

rich! Sieh Dich einstweilen nach einem Genossen um, der Dir als Dolmetsch dienen kann. Und vor allem: Schweige!"

Heinrich legte die Hand auf sein Herz. Der Kaiser verließ ihn. Neues Leben kam in Heinrich's Brust.

„Ja allerwegen ist er groß und gut, häuft Dank zu Dank in mir auf, reißt mich heraus aus elender Feigheit des Todesdrangs. — Sterben wollen, um — schlafen zu können; so weit kam's mit mir! — Nein! — Tragen, handeln, sich behaupten, sich gleich bleiben, Dank Dir, kaiserlicher Arzt, Du hast mich verwundet, doch Du hast mich geheilt."

In Cypern ward dem Kaiser schlimme Kunde von der Zwietracht der Christen in Palästina. Stete Eifersucht um Gebiet, Herrschaft und Eh-

ren zwischen Johannitern und Templern, stete Irrungen um Gewinn zwischen den drei Seemächten: Genua, Venedig und Pisa; dabei das Ansehn der kirchlichen Gewalt in den Grundvesten erschüttert durch Leidenschaften der Priester, durch ungerechte Bannflüche, — die Ehre des christlichen Heeres durch treulosen Bruch eines Waffenstillstandes befleckt.

Für Heinrich dehnte sich die Zeit der Verhandlungen des Kaisers mit dem Regenten von Cypern allzulange; er konnte den Tag nicht erwarten, wann er mit dem Näheren seines Auftrages betraut würde. Nur Manadorens Antlitz nicht mehr erblicken! So oft er es sah, drohte die verharschende Wunde wieder aufzubrechen. Sie trug jetzt Frauengewänder und ihren Frauennamen; die stolzesten Barone und Prälaten beugten sich vor der bezaubernden Schönheit, die durch den Sonnenblick gestandner und erwiederter Liebe Alle überraschend aus der Knospe

sich entfaltet hatte; sie hieß Fürstin von Campofelice, die reichste Erbin Italiens, — ihr Stamm war allen unbekannt, aber allen bekannt ihre und des Kaisers Liebe. Kaf zog sich, da seine Herrin in Glück und Glanz lebte, von ihr zurück, nicht freudig, nicht verdrossen; er behielt seine eignen Gedanken von der Zukunft still in sich. „Sie bedarf mich einst wieder!" davon war er überzeugt. „Sucht sie mich wieder, bin ich der Alte. Ich roste nicht." — Der Zufall wollte es, daß er von nun an öfter mit Heinrich zusammentraf. Einer prüfte den andern, einer gefiel dem andern, jeder hatte sein Theil Entschlossenheit, und Kraft zieht Kraft an. Heinrich erfuhr, daß Kaf des Arabischen völlig mächtig war; — „aus demselben Grunde, aus welchem ein Italiener gut Italienisch spricht," — erklärte ihm dieser; „denn ich bin ein geborner Araber," und fand sich bereit, — mit seiner Herrin Erlaubniß — Heinrich als Dolmetsch

zu begleiten. Als der Kaiser die schöne Fürstin deshalb fragte, gab sie gern ihre Einwilligung. „Gewiß keinen Besseren kannst Du finden," sprach sie freudig, „denn Kaf ist ein Sohn der Wüste, ist mir treu und drum auch Dir!"

So entbot denn der Kaiser seinen wackern Heinrich zu vertraulicher Zwiesprach. „Heinrich, ein großes gewichtiges Geschick leg' ich in Deine Hand," sprach er zu ihm, „nicht mein eignes blos, das aller derer, die ich hieher gebracht, — ihre Ehre und meine dazu. Wisse: daß ich Dich an Caamel, den Sultan Aegyptens senden will, an einen Feind, der — mein Bundesgenosse ist. Ja, das Haupt der Christenheit und der Fürst der Ungläubigen! Nur einer außer Dir und mir weiß um das Geheimniß. Bevor ich den Kreutzzug begann, stritt Caamel mit seinem Bruder Moattam und bat heimlich bei mir um Hülfe. Ich sagte sie zu. Nur mit solchen Aussichten konnt' ich auf Erfolg in ei-

nem Lande hoffen, wo die Zwietracht der Christen unserer gemeinsamen Zwecke ärgste Feindin ist, wo kleinliche Leidenschaften die Ritterorden, die Seemächte wider einander treiben und uns mit sich verderben würden. Moattam starb, sein Bruder Caamel nahm sein Erbe, und besitzt also jetzt Jerusalem, das Ziel aller christlichen Wünsche, den heiligen Gral unserer Ehre. Der frühere Bundesgenosse kann mir zum Feinde werden, dann bleibt nichts übrig, als eine Völkerschlacht, um im Tod Ehre zu finden. Vielleicht aber hält ihn noch Furcht, daß wir uns seinem Neffen David verbünden. — Heinrich, ich lege Dir wie meinem Schöpfer mein geheimstes Wollen offen vor. — Ich will nicht den Ruhm eines Abenteurers, wie jener Löwenherz war; ich will, — meine Ehre verlangt's, — der Name Waiblinger verlangt's, diesem trotzigen Papste gegenüber, — daß ich Jerusalem aus der Sarazenen Gewalt löse und christlichen Händen

für immer übergebe. Drum send' ich jetzt Dich, gleichsam als mich selbst, an den Sultan Aegyptens, ihm meine Vorsätze zu eröffnen, mich dessen zu vergewissern, was er beschließen wird. So sag' ich ihm durch Deinen Mund: „Ich kam hieher, um meinen Eid zu lösen, nicht um einen Eidbruch zu begehen, und gern möcht' ich durch Vertrag friedlich erhalten, was ich durch Waffen mir aneignen könnte. Drum möcht' ich wohl mit ihm persönlich zusammenkommen, frei von Herzen zu Herzen reden, wie es Herrschern ziemt. Zum Zeichen meiner Achtung aber send' ich ihm, was ihn erfreuen möge, als Geschenk." Dies ist das Geschäft, wozu ich Dich ausersehen habe, mein Heinrich, weil ich auf Deine Treue fest baue. Verlasse Cypern unbemerkt, sobald Du kannst, und eile zu dem Sultan Caamel. Ich selbst segle, sobald ich den störrischen Regenten dieser Insel zur Anerkennung meiner Oberlehnshoheit gezwungen, mit

dem Kreutzheere nach Akkon, wo ich Dich erwarte, oder Du mich. Und so leb' wohl und handle wie Ehre und Treue es Dir ferner eingeben mögen."

„Ihr macht mich stolzer und freudiger, als wenn Ihr mir eine Krone gäbt!" rief Heinrich. „O grade da mein ganzes Wesen von einem heimtückischen Gifte bedroht war, um Stück für Stück zu zerfallen und zu vermodern, floß Euer Odem wie Schöpfungskraft des Allmächtigen in mich und machte einen neuen Menschen aus mir. O Herr, ich dank' es Euch!"

III.

Unerwartet schnell hatte der Kaiser die Geschäfte auf Cypern beendigt; ungesäumt lichtete er die Anker. Am achten September des Jahres 1228 betrat er Akkons Strand, ungeduldig der Kunde harrend, welche Heinrich ihm aus dem Lager des Sultans Caamel bringen werde. Die Geistlichen und die Ordensritter empfingen den Herrn des Abendlandes mit Freuden und Ehren, und sahen staunend die hohe Frau auf milchweißem Zelter an seiner Seite, allen

Glanz rings um sie durch ihre Schönheit verdunkelnd, gefolgt von den Erzbischöfen Palermo's und Kapua's, von den edelsten Prälaten und Baronen. Deshalb zweifelte die Menge, da die Nachricht von Jolanthens Tode noch nicht angelangt war, keineswegen, daß diese reich geehrte Frau Friedrich's Gemahlin sei, beugte vor ihr wie vor diesem die Kniee und begrüßte sie als Kaiserin.

Tief erblassend nickte Manadora kaum merklich, der Zügel des Pferdes entglitt ihren bebenden Händen. Mauern, Thürme, Zinnen, Volk, Himmel, Erde, flirrten vor ihren Augen durch einander. — In diesem Momente war ihr die ganze Sinnenwelt eine einzige ungeheure Beschimpfung; — doch nur in d i e s e m Moment! Im nächsten war sie sich ihrer selbst, des Kaisers bewußt, — dies Bewußtsein — Wille, der Gruß — Prophezeihung! — Sein, was sie schien! Wie sie einst furchtbar, aus Instinkt, gelacht, als Kaf

Jolanthens Tod erwähnt! Jetzt hielt sie es aus, dran zu denken. Dasselbe krampfige Empfinden war jetzt wieder in ihr, welches ihr jenes Lachen entpreßt hatte. Doch der Duft ihrer Liebe war fort; — die Liebe blieb, wie der Giftstoff auch in der verwelkenden Blume. War der Schein für die Menge nicht so täuschend wie Wahrheit gewesen? Dann war er aus demselben Grunde gewachsen, in welchem die Wahrheit wurzeln konnte. Sie fand Beruhigung in der ungeschwächten Kraft ihres Willens, der seither unter der holden Herrschaft ihres Tages: der Liebe, wie eine Nachtviole geschlummert; jetzt, da der reine Glanz des Tages getrübt war, richtete diese Blume sich auf, strömte aus den betäubenden Duft; — und doch nur — Ersatz!

Nicht lange währte das gute Vernehmen des Kaisers mit der morgenländischen Geistlichkeit und Ritterschaft. Seine eigenen Schiffe

hatten die verkleideten Bettelmönche, die heimlichen Sendboten des Papstes, herbeigetragen. Kaum auf festen Boden gelangt, häuten sich die Schlangen. Da schlüpft aus der Hülle des Pilgers die braune Kutte des Bettelmönches; fort mit dem Muschelhut, — der Haarkranz auf glattem Schädel kommt zum Vorschein. Wie Ameisen wimmelt die geschäftige Schaar, trägt aus in allem Volk des Papstes Zorn und die Kunde des Bannes. Schon fängt der Funke des Zweifels in mancher frommgläubigen Brust, unermüdlich puhsten die geistlichen Ohrenbläser, die geschäftigen Knechte der Hierarchie, drein. Auch des Kaisers sittlicher Wandel wird allgemach verdächtiget, — Manadorens Schönheit, die anfangs jedes Auge geblendet, nunmehr zum Aergerniß gestempelt. Nicht blos in der Bevölkerung Akkons, auch in dem Kreutzheere, das dem Kaiser dorthin gefolgt, wird heimlich um Treubruch geworben, und manche Schaar, von

Gewissensängsten gepeinigt, steht unschlüssig; nur die Deutschen, die ihm gefolgt, stehen vor allen treu und fest und unerschütterlich in ihrem Glauben an Friedrich. Den Templern und Johannitern aber wächst der Trotz aus dem Grund und Boden alter Begünstigungen und Freiheiten bis zur Zügellosigkeit; der Bann gibt ihnen willkommenen Anlaß, sich der Oberhoheit des Kaisers zu entziehen, welcher bald ihren bösen Sinn erkannt und gezeigt, daß er nicht Lust habe, diesen gewähren zu lassen. Laut erklärten die Ritter vom Tempel, keinem Befehle im Namen eines Kaisers fürder gehorchen zu wollen, den der Papst als Führer eines christlichen Heeres nicht anerkenne. Da ließ der Kaiser die Befehle nicht in seinem, sondern in Gottes und der Christenheit Namen ausrufen, und brachte es durch Klugheit, Milde und durch das Ansehen, welches seine Persönlichkeit erweckte, dahin, daß alle Streitkräfte sich vereinigten, ihm

nach Joppe zu folgen, um die Stadt zu befestigen und in ihr den Schlüssel des Landes zu behaupten. Mit doppelter Ungeduld erwartete er unter solchen Umständen, da er von Tag zu Tag sich mehr von der Unzulänglichkeit kriegerischer Gewalt überzeugte, den treuen Heinrich und dessen Begleiter, Kaf, den Dolmetsch zurück.

In Cäsarea, im Hause des Erzbischofes, befanden sich Gerold, der Patriarch und jener Mönch, der als Gaukler und Liedersänger die Fahrt von Italien nach Palästina unerkannt mitgemacht und gleich nach der Landung den Augen aller entschwunden war, welche sich während der Meerfahrt an seinen Schwänken ergötzt hatten. Das Taubenei war geborsten, das Krokodill, wie er versprochen, ausgebrütet: Eine Kapsel, die er von der Abfahrt an sorgfältig

auf der Brust verborgen, enthielt die furchtbare Waffe des Papstes, die er dem Patriarchen jetzt einhändigte. Dieser aber schwankte noch, ob er sie schon jetzt anwenden sollte, ließ jedoch dem Mönche nichts merken, belobte ihn aufs beste für Kühnheit und List, womit er ein gottgefälliges Werk gefördert, verhieß ihm, daß er dem Papste getreulich darüber berichten wolle, und Beförderung in kirchlichen Würden und Ehren dazu, trug ihm auf, einstweilen nach Jerusalem zu pilgern und den dortigen Christen den Bann über Friedrich zu verkündigen, und bewirthete ihn, bevor er abreiste, mehre Tage hindurch auf's stattlichste.

Nachdem sich der Bettelmönch, leiblich auf's beste bestellt, auf den Weg gemacht, beriethen sich der Patriarch und der Erzbischof über das, was sie nunmehr, dem Kaiser entgegen, zu thun hätten.

„Das Interdikt zu verkündigen!“ stimmte der Erzbischof.

Dawider der Patriarch: „Es bleib' uns als Letztes. Zuvor laßt uns sehen, wie der Kaiser sich unserer Herrschaft gegenüber benehmen wird."

Drauf der Erzbischof: „Ihr seht es schon jetzt. Was überhaupt will er hier? Bedürfen wir, die wir bis heute die Höchsten hier waren, nun plötzlich eines Höheren über uns? Weshalb den Besitz, den unbestrittenen, hingeben, um ihn, das Recht, als Gnade wieder zu erbitten?"

„Doch, sei's daß der Kaiser Provinz an Provinz zurückerobert? Sind wir ihm freundlich von Antlitz, so empfangen wir ohne Mühe von ihm, was er selbst, doch nicht stets, in eigner Person behaupten kann. Mißversteht mich nicht, — ich will mein Gewissen verwahrt halten, — wir kaufen wohlfeil — mit dem Schein! Was kostet uns die Hoffnung auf Gewinn, als daß wir dies unschätzbare Geschenk, welches der Papst uns geschickt, das Interdikt,

eine kleine Weile noch zurückhalten? Sind wir durch ihn nur einmal im erweiterten Besitz und völlig Herren des Landes, das nun seit zwei und vierzig Jahren den Christen entrissen ist, — dann können wir um so leichter den Ueberlästigen durch jenen Talisman verscheuchen, sein Ansehen, seine Gewalt in Nichts verwandeln."

„Doch die Tempelherren, die den Kaiser mit scheelen Blicken kommen sahen, sie, unsre natürlichen Verbündeten, wie stellt Ihr diese zufrieden?"

„Ich hasse ihre Anmaßungen. Haßt Ihr sie nicht?" sprach der Patriarch im Vertrauen.

Der Erzbischof murmelte grimmig vor sich hin. Der Patriarch fuhr lächelnd fort: „Der Kaiser kann uns also ein trefflich Werkzeug werden, sie im Zaume zu halten. Scheuchen wir dann ihn selbst, so wird er ohne unser weitres Zuthun so viele Feinde haben, als der Orden Brüder."

„Zum Beschluß also!“ drängte der Erzbischof, halb umgestimmt, doch immer noch unmuthig, daß er seinen Groll noch so lange bergen sollte.

„Nochmals: laßt uns, wie kluge Aerzte, das wirksamste Mittel für's Ende aufheben,“ sprach der listige Patriarch. „Für jetzt geh' ein gewandter und verläßlicher Mann zu dem Kaiser, forsche unerkannt seine Gesinnungen aus, und leite seine Gedanken auf ein Bündniß mit uns. Suchen wir durch Verträge die künftige Oberhoheit des zu erobernden Landes von ihm zu erhalten, vielleicht was Größeres — —“

Er hielt inne. Der Erzbischof blickte den ehrgeizigen Patriarchen forschend an. Dieser behielt, ärgerlich, daß er im Eifer zu viel gesprochen, das Nähere für sich. Er dachte aber an völlige Unmittelbarkeit, an gänzliche Unabhängigkeit vom römischen Stuhle, — seine kecken

Hoffnungen umkreisten — ein künftiges Papstthum des Morgenlandes. —

„Der geschriebene Buchstabe bleibt, spricht und klagt an!" warnte der Erzbischof; „hütet Euch bei jeder Unterhandlung vor allem Geschriebenen!"

„Eide mit Ketzern sind keine Eide!" erwiederte der Patriarch ruhig. „Ist denn der Kaiser nicht gebannt? Ich sagte ja schon: Wir wollen das Gewissen in Verwahr halten. — Drum: ohne Scrupel an's Werk!"

IV.

Durch die Thäler Palästina's, welche sich gegen Nordosten hinziehen und sich den Küsten zu öffnen, in der Richtung von Neapolis nach Cäsarea, ritt Heinrich auf einem arabischen Rosse von edelstem Geschlechte, das ihm Caamel, der Sultan Aegyptens, zum Geschenke gemacht; — neben ihm Kaf, der geschickte Dolmetsch, auf dem Höcker eines Dromedars sitzend, den er gleichfalls der Freigebigkeit des Sultans verdankte, gehüllt, wie ein Beduine, in weites, weißes Gewand, lustig eine Lanze schwingend. Den

beiden folgten etliche Elephanten und Kameele, welche theils mit reichen Stoffen und mit kostbaren Waffenarbeiten aus Damaskus, theils mit Affen und im Abendlande unbekannten Vögeln, die in zierlichen Käfigen sich befanden, belastet waren; schwarze und weiße Sclaven gingen nebenher. Durch solche Gegengeschenke suchte der Sarazenenfürst den Kaiser zu erfreuen, dessen Botschaft ihm willkommen gewesen, dessen Anfrage um persönliche Zusammenkunft er angenommen. Ritterlicher Sinn des Abendlandes vereinigte sich in dem Sultan mit der Gastlichkeit des Orientes; als Freund und Feind gleich hoch schätzte er den Kaiser, von dessen Weisheit, Milde und Gerechtigkeit durch manchen Pilger die Kunde zu ihm gekommen war. Schon ließ er zum festlichen Empfange seinen Hofhalt feenhaft schmücken, daß dem Gaste kein Sinnesorgan ungeblendet, kein Bedürfniß, kein leiser Wunsch unbefriedigt sei.

Heinrich erschöpfte sich im Lobe der Schönheit des Landes.

„Dies Land mag dem schön dünken, der nie die Wüste sah!" erwiederte Kaf. — „Sähst Du diese, ein versteinertes Meer in Staub zerbröckelt! So wird die Erde aussehen, Freund, wenn Allah der Zürnende sie anhaucht mit seinem Odem, dem Samum, und ihre Blüthe verdorrt, und die ganze Gestalt in Atome auseinanderfällt, wie die Gebeine unserer Väter. Gepriesen sei Allah, der bleiben und den Gläubigen das Paradies in Lüften schwebend unversehrt erhalten wird, daß auch sie lebendig bleiben."

„Du glaubst an ein Fortleben?" fragte Heinrich.

Drauf Kaf: „Von allen Sterblichen kannt' ich einen Einzigen, der nicht dran glaubte."

„Einen? — Wer war's?"

„Einer, dessen Namen ich nicht ausspreche. Ein Feind Allah's, weniger Menschen Freund."

„Clincior!" rief Heinrich.

Kaf sagte nicht ja, nicht nein, blieb auf dem Rücken seines Maherri wie dran gewachsen, und schwang die Lanze über seinem Haupte; keine Miene verrieth seine Neugier, seine innere Bewegung, und doch freute er sich im Grunde der Seele, den Namen Clincior wieder zu hören. So schweigend ritt er lange neben Heinrich weiter. Endlich sprach er unversehns: „Der, den ich meine, trug mich einst aus den Flammen. Drum bin ich sein."

„Erzähle!" bat Heinrich. Der Eunuch ließ sich nicht lange bitten.

„Ich bin ein Wüstenkind. Wie jetzt trug ich einst so weißes Linnengewand. Unser Stamm ward überfallen. Von allen, wessen Blut nicht in den Sand rann, wurden die wenigen auf Schiffe der Wüste gebunden, verkauft, — ich drunter; die Jünglinge wurden an einen Ort gebracht und dort geschah mit uns.... Es wurden Männer zu Weibern gemacht, für immer! Das war

alles!" Er knirschte vor Wuth und warf seine Lanze mit solcher Ingrimmsgewalt gegen eine Palme, daß sie den Stamm durch und durch drang. Seine Augen rollten wie die eines Tiegers.

„Wurden zum Dienste des Harems tauglich gemacht," fuhr er fort, „ich drunter. Hier die Reste eines Flaums am Kinn — bei ergrauendem Haar! Gefesselt mit Riemen! Ohne Widerstand!" Seine Blicke sprühten Mordlust.

„Gut!" fuhr er fort, „waren tauglich, alle, — ich drunter! Wir dienten den schönsten Frauen, bei Tag und Nacht, beim Mahl und im Bade. Manch ein Fürst hätte sein Reich um eine einzige Sekunde des Lauschens gegeben. — Thoren! Tausend Weiber hätt' ich gegeben, alle Weiber der Welt, für Ehre, für die Wahrheit dessen, was mein Antlitz von nun an log. Gut! Ein Sclav ist ein Hund, man stößt ihn hiehin und dorthin, er darf nicht bellen. Ich boll. Ich ward gezüchtigt, dazu denk: — mein

Vater war Scheich gewesen, und ich hatte in der Wüste eine Stute geritten, deren Stammbaum hinaufreicht bis drei Jahrzehnte nach dem Tod des Propheten. — — — Aber, horch! Ich höre Schritte."

„Ich sehe Niemanden des Weges daherkommen," entgegnete Heinrich, „erzähle Deine Geschichte weiter!"

„Es kommt Einer des Wegs!" behauptete Kaf. Im Abendlande sind meine Sinne stumpfer geworden, im Morgenlande kommt ihnen die alte Schärfe wieder. — Sieh dort, — wo der Weg sich um die Cisterne dreht, — haben drei Reiter eben Rast gemacht."

„In der That, jetzt erkenn' ich sie."

„Sieh hin! — dies Gesicht — — —"

Sein eignes glühte in Wildheit.

„Noch unterscheid' ich die Züge nicht!"

„Ich! den Einen kenn' ich. Wir sprechen ihn an. Sieh hin!"

„Auch mir scheint er bekannt.“

„Der Mönch!“ sprach Kaf.

„Was fällt Dir bei! Jene dort tragen die Kleidung Deines Volkes, Turbane und krumme Säbel.“

„Unter den Turbanen glattgeschorne Scheitel. Ich wittre es.“

Bald waren die drei Rastenden erreicht. „Allah sei gelobt!“ rief ihnen Kaf von weitem zu. Die drei kreuzten die Arme vor der Brust, nicht ohne Ungeschicklichkeit und Verlegenheit zu verrathen; einer von ihnen hatte Heinrich und Kaf scharf in's Auge gefaßt und murmelte in sich: „Was begegnen uns diese hier? Böse Wege für sie! Ich will's gedenken.“

Indeß waren Heinrich und Kaf abgestiegen und näherten sich den anscheinenden Sarazenen; Kaf flüsterte seinem Gefährten zu: „Der Geist der Wüste ist in mir; er will ein Opfer haben. Gib Acht: dieser verkleidete Mönch trachtet nach Argem.“

Jetzt erst erkannte Heinrich den Gaukler, den er in Cypern öfters gesehen. „Es ist kein Mönch, es ist ein Gaukler," erwiederte er.

„Ein Mönch, drum ein Gaukler," meinte Kaf, sprang auf den Mönch zu und faßte ihn an der Gurgel.

„Welcher Teufel ist in Dich gefahren?" rief Heinrich, indem er sich bemühte, ihn abzuhalten und den Mönch zu befreien.

„Laß mich!" sprach Kaf ruhig, als hielte er einen Sack, den er einem Kameele aufladen wolle; dann zu dem Mönch: „Sprich Arabisch, guter Freund! und ich will Dich laufen lassen."

Der Mönch wand sich in der Faust des Wüstensohnes, der sich an den Angstgeberden seines Opfers weidete; die zwei Andern warfen sich feig zu Heinrich's Füßen und flehten um der Wunden Christi willen um Erbarmen für ihr und ihres Gefährten Leben.

„Sieh!" rief Kaf lustig, — „wie er zappelt; für ein arabisch Wort aus seiner Kehle gäb' er seine Kutte, liefe nackt, so nackt wie sein Schädel."

„Erbarmen! Erbarmen!" schrieen die andern zwei, — „habt Erbarmen mit unschuldigen Dienern Gottes, die keine irdischen Schätze mit sich führen!"

„Diener Gottes!" rief Kaf, wild lachend! „Was sagt' ich? Meine Witterung ist gut. — Ich halte mich an meinen Mann hier. Weshalb bist Du ein Sarazene geworden, guter Freund?"

„Barmherzigkeit!"

„Laß den armen Schelm!"

„Nein! Heda, Schwarze! lasset die Aufsicht über Affen und Papageien! Nehmt diesen! Ich wittre ein Schelmenstück. Walkt ihn, bis er bekennt, was er eigentlich ist, Mönch oder Muselmann...."

„Ein ehrlicher Kapaunenhändler!“ schrie der Mönch in Todesangst.

„Pfählt ihn!“ rief der Eunuch, das Gesicht dunkelbraun vor Wuth. — „Eine Lanze! — Schwarze! an's Handwerk!“

Die schwarzen Sclaven warfen sich wie Fanghunde mit boshafter Gier über den Mönch, Kaf's grausames Gebot zu vollstrecken.

Entrüstet sprang Heinrich dazwischen. „Bei Deinem eignen Leben, Du hältst ein und krümmst ihm kein Haar.“ Die Klinge blitzte. Kaf riß den Damascener aus der Scheide. „Ich muß heute Blut haben!“ Er stieß mit dem Fuße verächtlich nach dem Mönch und fiel gegen Heinrich's Schwert aus. Eine Wunde. Sein Blut strömt. Da kehrt dem wilden Kaf die Besinnung wieder. „Du hast mich um eines Elenden willen verwundet. Gut! Halfst mir zur Klugheit.“ — Dann sprach er ruhiger zu dem Mönch: „Du behältst Dein Leben,

wenn Du bekennst, weshalb Du verkleidet hier herumstreifst, und Du wirst gepfählt, wenn Du lügst. Dein Gesicht ist falsch wie das todte Meer."

Dem Mönche blieb nichts übrig, als die Tugend der Demuth und das Bekenntniß der Wahrheit. Er spannte knieend die Arme nach der Weise des seraphischen Vaters aus und gestand: „Ich wollte nach der heiligen Stadt Jerusalem wandern, um ein Gelübde zu lösen."

„Ist das alles?" fragte der Eunuch mißtrauisch.

„Du sprichst ja völlig wie ein Richter und König, Kaf! Laß uns lieber unsre Reise fortsetzen!" redete Heinrich dazwischen.

„Der heilige Mann hat noch was auf dem Herzen," meinte Kaf, indem er ihn scharfen Blickes ansah.

„Wahrhaftig nichts mehr!"

„Nichts mehr? Gut! So laßt uns wei-

ter ziehen!" sprach Kaf, flüsterte den Schwarzen ein Wort zu und bestieg das Dromedar wieder, indessen Heinrich sich auf sein Pferd schwang. Die Schwarzen aber warfen sich nun auf den Mönch und arbeiteten mit Knütteln unverdrossen auf dessen Rücken los. Sein Geschrei fesselte Heinrich's Aufmerksamkeit, daß dieser sich umwandte. In demselben Augenblicke sank der Mönch lautlos nieder.

„Was ist geschehn?" rief Heinrich. Die Schwarzen hoben und zupften mit roher Neugier an den schlaffen Armen des Mißhandelten.

„Er ist todt!" sprach Kaf ruhig, ritt weiter und winkte den Sclaven, zu folgen. Die beiden Gefährten des Mönches waren verschwunden.

Diese kaltblütige dämonische Grausamkeit trieb Heinrich in Grausen von des Wüstensohnes Seite fort, voraus. Dieser aber saß still vor sich hinlächelnd, im Bewußtsein einer guten That.

Nachdem sie wohl eine Viertelstunde sich von

dem Schauplatz entfernt hatten, hob der Mönch, der sich nach den ersten Streichen klüglich todt gestellt, vorsichtig den Kopf, und blickte nach seinem Feinde. Allmälig raffte er sich, da er die Gegend wieder sicher glaubte, völlig auf. Ein Gefühl des Triumphs erkräftigte ihn, Tücke schlug aus seinen Blicken; ein leises Hohngelächter stahl sich von seinen Lippen. Stolz wie ein König schritt er weiter und fand binnen kurzem seine beiden Gefährten in ihren Verstecken, die er voll Verachtung anblickte. „Muthlose Ordensbrüder, wie unwerth seid Ihr des Vertrauens und des hohen Zweckes, mit dessen Erfüllung man Euch beauftragte. Seht mich! Als ein Märtyrer hielt ich unter den Mißhandlungen der Gottlosen aus. Sie werden's büßen! —" Wonne der Rachehoffnung durchquoll ihn wie süßer Wein. Er öffnete das Kleid, ein Pergament ward auf seiner bloßen Brust sichtbar. „Und dennoch bekannt' ich nichts! Nichts

ward mir geraubt! —" Jetzt rief er gegen die Richtung hin, in welcher seine Feinde ritten: „Der Todte ist auferstanden — Euch allen zum Verderben! So elend ich vor Eurem Spotte lag, — Ihr mit sammt Eurem Kaiser werdet es bereuen, mich getreten zu haben!"

Indessen war der Kaiser auf seinem Weiterzuge in Cäsarea angekommen, wo ihn der Erzbischof und der Patriarch Gerold mit größter Auszeichnung empfingen und ihm auf jedem Schritte mit sorgsamer Aufmerksamkeit, wie es Gastfreunden geziemt, folgten, dem Anscheine nach, um jeden seiner Wünsche zu erfüllen, in der That aber, um seinen Lebenswandel und seine Gesinnungen und Vorsätze zu erlauern. Da Herzlichkeit und Leutseligkeit dem Kaiser angeboren waren, so benahm er sich gegen den

Patriarchen so, daß dieser bald wähnte, das Vertrauen des Kaisers gewonnen zu haben, und deshalb sich nicht scheute, ihm in heimlicher Zwiesprach seine Vorschläge vorsichtig zu enthüllen. Wider Vermuthen traf er plötzlich auf Felsengrund, an welchem seine Hoffnungen abprallten; denn Friedrich hatte zu nichts weniger Lust, als jene Länder, welche er im Orient zu erwerben strebte, einer Priesterherrschaft anzuvertrauen, deren Wesen er in Rom kennen gelernt, und deshalb konnte die anscheinende Aussicht, durch einen von Rom unabhängigen Patriarchen des Orientes den päpstlichen Stuhl in Schach zu halten, nichts Verlockendes für ihn haben; er hoffte in einem weltlichen Statthalter, den er einsetze, bessere Treue zu finden, als in der Dankbarkeit und in den Gelöbnissen eines Priesters. Mit aller Feinheit, die ihm zu Gebote stand, die Vorschläge des Patriarchen für einen Scherz hinnehmend, ließ er in seinen Antworten gleich-

wohl den starren Widerspruch und die kaiserliche Oberhoheit durchschimmern. Der Patriarch hütete sich, Mißvergnügen zu zeigen, behandelte die ganze Sache gleichfalls als Scherz und blieb sich in seinem höflichen und aufmerksamen Benehmen gegen den Kaiser durchaus gleich. Trotz alles Spähens jedoch gelang es ihm nicht, von dessen Plänen etwas zu erfahren. Er bezwang seinen Mißmuth: sein Vorsatz stand fest.

Heinrich's Ankunft und Botschaft machte den Kaiser froh, indessen die Volksmenge den langen Zug der Sclaven und Thiere, des Sultans Geschenke, bestaunte und dem Patriarchen über des Kaisers Pläne die Augen aufgingen, und ihm die Mißgunst gegen diesen, der ihn gering angeschlagen, der über ihn weg zum Ziele geschritten, im Herzen wuchs. Schwache Geister, die sich nur bis zur Höhe ihres Egoismus erheben können, vergeben es großen nie, wenn sie

von diesen umgangen werden, und setzen alles auf's Spiel, verschmähen auch das zweideutigste Mittel nicht, um jene ihre verachtete Bedeutung fühlen zu lassen. In dieser Hinsicht war der Patriarch, tief unter dem Geiste des Erzbischofs stehend, nicht viel besser, als sein Werkzeug, der Bettelmönch, von welchem er sich nur durch Abgeschliffenheit des Benehmens und durch größere Feinheit der List unterschied. Obwohl er sich nicht mehr darüber täuschte, daß der Kaiser durch ein Bündniß mit dem Sultan das sicher zu erreichen trachte, was durch Waffengewalt — bei der allgemeinen Uneinigkeit der morgenländischen Christen — nur zweifelhaft zu erringen war, so stellte er sich doch, als ahne er den eigentlichen Zweck der Geschenkesendung des Sultans an den Kaiser nicht und betrachte diese nur als einen Beweis persönlicher Achtung, worüber auch er, gleich allen übrigen Christen, sich freuen müsse, da sie dem weltlichen Haupte der Chri-

stenheit gelte. Schon war aber in seinem Kopfe der Inhalt eines Schreibens an den Papst fertig, worin er die Sendung der Geschenke den Interessen der Christenheit gefährlich deutete; von nun an keine Versöhnung zwischen ihm und Friedrich; die Trümmer kaiserlicher Macht sollten ihm die Brücke werden, um darauf im Nimbus heiliger Entrüstung über den Gottvergessenden mit dem Papst zu unterhandeln und von Rom das zu erlangen, was der Kaiser zu gewähren verschmäht hatte. Zugleich schürte er heimlich das Feuer, dessen Schein den Kaiser mitten in seinen voreiligen Triumphen verzehren sollte, und während sein Antlitz Freundlichkeit log, seine Lippen Glück wünschten, lachte sein Herz vor Schadenfreude, als er jenen von Cäsarea scheiden sah, um mit den Edelsten des Heeres in das Hoffeldlager des Sultans zu ziehen. Nachdem aber der Kaiser Cäsarea verlassen hatte, schloß sich der Patriarch in das innerste Gemach des

erzbischöflichen Palastes, sammelte alle Erinnerungen und schrieb sie auf als Beschuldigungen wider des Kaisers sittlichen Wandel und Herrscherpflicht; Manadora's Name stand an der Spitze dieser Anklagen. Dann sandte er Rundschreiben, welche zur Verrätherei gegen den ketzerischen und gebannten Friedrich aufforderten und ein solches Verfahren als Tugend, Pflicht und Verdienst um den christlichen Glauben darstellten. Tag und Nacht war er thätig, des Kaisers Verderben zu bereiten, und ertheilte jedem, der zu diesem Zwecke zu wirken versprach, den Segen.

Mitten in diesem unermüdlichen Schaffen empfing er eine Nachricht aus Italien, die seinen Hoffnungen die Krone aufsetzte: „Ein päpstliches Heer ist in Friedrich's Erbland, Apulien, eingefallen. Stadt um Stadt fällt in der Kirche Gewalt. Kapua ist bedroht, Friedrich's Ende nahe.“

Rasch schickte er einen Vertrauten mit die-

sen Nachrichten an den Sultan. Er hoffte: sie würden den letzteren vom Abschluß eines Bündnisses mit dem Kaiser abhalten, dessen Macht im Occident erschüttert, nun auch im Orient nicht mehr zu fürchten sei.

V.

Friedrich betrat ein Thal, das der Geschmack des Sultans in einen Palast mit hundert besonderen Höfen und Gärten, in eine nur für Könige eingerichtete Stadt verwandelt hatte. Die Mauern der Zelthäuser waren, statt aus Marmor, von den schwersten seidenen Stoffen, Gemach von Gemach durch Farbenpracht unterschieden, die gewirkten Gestalten funkelten von eingesetzten Edelsteinen, die Arabesken waren von Perlenschnüren durchwunden. An ho=

her Lanzen goldnen Spitzen flatterten Fahnen aus Mitten der Zeltgebäude, das Kriegerische des Hoflagers anzudeuten. Am Ende desselben dehnte sich der von dem Sultan bewohnte, am andern der für den Kaiser bestimmte Flügel aus, jeder mit zahlreichen Zeltgemächern, mit phantastischer Pracht und Ueppigkeit eingerichtet. An diese Flügel schlossen sich je in Halbkreisen Lager für die Gefolge; zwischen jenen lagen, von Gebüschen geborgen, im anmuthigen Labyrinthe die Pavillons des Harems, von Eunuchen bewacht; die reizendsten Frauen lagen auf Polstern und Teppichen, oder genossen die Freuden des Bades, während andre zur Laute Lieder sangen, andre Federbälle warfen und in goldnen Netzen fingen, andre mit Papageien plauderten, welche durch lange feine Ketten am Fortfliegen gehindert waren. In zierlich geordneten Laubgängen wandelten, wie in Platon's Akademie, Dichter, Weise, Gesetzerklärer, Sternkundige, Aerzte, welche

dem Sultan im Frieden wie im Kriege von einem Hoflager zum andern zu folgen gewohnt waren; solche Männer ehrte er als Freunde, sie lebten bei ihm wie Lieblinge des Himmels, denen auch der tapferste Held gern den Platz einräumte.

Siebenmal sieben Sclavinnen von erlesener Schönheit empfingen den Kaiser, als er mit Manadora an den Hofhalt kam, und führten ihn in die für ihn bestimmten inneren Räume der Zeltpalaststadt. Die Ritter des Abendlandes wandelten in dieser Pracht und Herrlichkeit wie im Traume dahin, als wären sie plötzlich auf einen andern Planeten versetzt, geblendet von den farbenschillernden Gestalten und Erscheinungen, welche ihre Sinne umgaukelten.

Die Vorhänge eines Zeltes rauschten; heraus trat, auf den Kaiser zu, der Sultan, der diesem die Hand zum Willkomm bot, hinter ihm die Dolmetsche und die edelsten Stamm-

häupter. „Sei gegrüßt in Deinem Hause, Fürst des Abendlandes,“ sprach der Sultan, „laß es Dir bei Deinem Gastfreunde gefallen; der einige Gott, zu dem wir Beide beten, sei gelobt!“

„Betet nicht auch der Papst denselben Gott an?“ diese Frage durchflog dabei des Kaisers Haupt. Des Sarazenen edles Ansehn und Herzlichkeit scheuchten schnell diesen Gedanken; die heitre Gegenwart heischte ihr Recht. „Komm, — Feind!“ rief er lebhaft und breitete dem Sarazenenfürsten die Arme entgegen. „O stünd' ich stets solchen Feinden gegenüber! Der schadenfrohe Krieg, der uns selbst mit Feinden zusammen auf einen Haufen mäht, müßte bald seine Sichel in die Hand des Landmannes legen, und sie würde hoch im Erntekranz prangen, den Glückliche flechten, die uns segnen! Wie wohl thut mir's, die tapferste Hand im Morgenland zu drücken. Aug' in Aug' laß Dir's sagen, wie hoch Du stets vor meinem Geiste standest;

es schändet zwei Männer nicht, die ersten ihrer Völker, solches zu gestehn.“

Der Sultan wendete sich jetzt mit jener Courtoisie, welche die Ritter des Abendlandes damals auch in den Orient verpflanzt hatten, zu Manadora, und begrüßte sie mit Ehrfurcht. „Gepriesen sei der Stern aus Westen, sein Schimmer ist Heil!“ — Nachdem er sich vor dem Kaiser leicht geneigt, gab er den Sclavinnen einen Wink; sie schwebten im Reigen durch die Zeltgassen, durch die Laubgänge dahin; die Ritter blieben zurück. Der Sultan führte nun Manadora, welcher Friedrich zur andern Seite ging, an die Pforten ihres Harems, wo verschwenderischer Reichthum, höchste Ueppigkeit, die schönsten und gewandtesten Dienerinnen ihrer warteten, und sie als Königin aufnahmen. Als sie hinter den Vorhang getreten war, wendete sich der Sultan, das Heiligthum des Frauensitzes ehrend, zu dem Kaiser mit den Worten:

„In Deinem Hause reichten wir uns die Hände; erlaube mir jetzt, wie es Pflicht des Gastfreundes ist, unter mein Dach Dich zu führen."

Kaiser und Sultan, beide gleich herzlich von Natur, jeder den andern hoch achtend, da der Ruf längst die Vorzüge eines jeden verkündet hatte, wandelten traulich, als kännten sie sich seit lange, durch die zu Gärten umgeschaffene herrliche Landschaft bis zu den Räumen, welche der Sultan bewohnte. Dort fand der Kaiser seine Freunde und Waffengefährten schon um ein köstliches Mahl versammelt, in fröhlicher Unterhaltung mit ihren sarazenischen Wirthen. Friedrich und Caamel traten in ein einfaches Zelt, wo der letztere wohnte. Lautenspieler sangen vor demselben, geschäftige Sclaven brachten goldne Schüsseln und Schalen voll duftenden Sorbets. Ein Dolmetsch stand an der Schwelle.

„O schönes Morgenland!" rief der Kaiser begeistert, „Holde Wiege der Menschheit! Wohl

faß' ich's jetzt, da ich Dich sehe, weshalb wir Männer im Westen von solcher Sehnsucht nach Dir getrieben werden, daß wir alles, was uns dort theuer ist, frohen Muthes verlassen. Die Sehnsucht des Kindes nach seiner Heimath ist's, die in die Träume des Mannes hineinklingt. Wohl ist mein Neapel schön, — ein Stück vom Himmel nennt es der staunende Wanderer, der vom Norden kommt. Hier aber ist der ganze Himmel. Hier ist die Sonne noch eine Feuerlilie, hier sind die Sterne die glühenden Blicke eines jungen Weibes am Brautabend. Hier ist Freiheit, Freiheit! Kein Priester bevölkert den Himmel des Ostens mit blutigen Phantomen! O wie wonnig athm' ich! Hier ist der Mann das Höchste und Heiligste auf Erden. Hier schleicht kein schadenfroher kleinlicher Zwischenträger, um das Vertrauen zu vergiften, das den Tapfern an den Tapfern reihet."

Der Sultan winkte dem Dolmetsch, der ihm

diese Worte des Gastes gedeutet, und flüsterte ihm einige Worte zu. Der Dolmetsch entfernte sich und erschien bald wieder, ein Kästchen von Cedernholz bringend. Der Sultan reichte es, nachdem er es geöffnet, dem Kaiser hin und sprach: „Lies!"

Friedrich entfaltete das Schreiben, das in dem Kästchen lag; es war das des Patriarchen Gerold mit der Nachricht von dem Einfalle des päpstlichen Heeres in Apulien.

„Derselbe Patriarch!" rief Friedrich entrüstet, „derselbe, der noch vor kurzem mir ein heimlich Bündniß gegen den Papst antrug. Und diese Nachricht sandte er Dir!"

„Drei Stunden, bevor Du selbst ankamst. Dem Boten, der sie brachte, brach das Roß unter den Füßen zusammen." —

„Du siehst, Fürst, was ein Priester ist!" sprach der Kaiser.

„Und doch willst Du für diese Priester das

Grab eures Propheten gewinnen, und so viele Tausende schon gingen in den Tod, um zu thun, wie ihnen solche Priester geboten?"

„Nein, Caamel, nicht um dieser willen! Weißt Du, was dies heilige Grab in sich schließt? Mehr als die eitlen Vorspiegelungen unsrer Priester, — die Ehre enthält's, die drinnen niedergelegt ist. Wahrlich, Caamel, nie noch gab es einen Mann, der andre täuschen wollte, und nicht zuvor sich selber täuschte. Doch als jene Diener des unsichtbaren Gottes zuerst in alle Welt riefen: das Grab des göttlichen Heilandes, an den wir glauben, aus den Händen derer, die ihn nicht als Gottes Sohn erkennen, zu befreien, damals dachte keiner an irdischen Vortheil, dachte jeder, der auszog, an Macht, Reichthum, Land so wenig, als an den Tod, das Göttliche rief in jeder Brust. Doch nichts weiter davon, ich möchte vor Dir, dem Feinde meines Glaubens, ungern zum Ankläger werden, — nicht meines

Glaubens, der mich ein göttlicher dünkt, sondern der Dolmetscher desselben, die ich für sehr irdisch zu halten angefangen, und die in der That wenig dafür thun, daß man sie für überirdisch halten dürfte. Du siehst jetzt klar in unsrer Sache, doch, könnt' ich Dich auch über irgend einen Vortheil Deiner Lage täuschen, ich thät' es nicht, selbst wenn Du mich geringer achtetest. Sprich, was wirst Du, nachdem Du diesen Brief empfangen, beschließen?"

„Was ich früher beschloß," erwiederte der Sultan. „Ja diese Nachricht, die ich nur so betrachte, als hätte der Bote geirrt, da er sie mir statt Dir brachte, bestimmt mich vollends, denn Du wirst jetzt Deine ganze Macht gegen den Feind gebrauchen müssen, welcher Deine anderen Länder bedrängt."

„Willst Du mich an Großmuth beschämen?" rief der Kaiser.

„Weshalb nennst Du Rechtschaffenheit Groß-

muth? Was ich heute thue, würdest auch Du im gleichen Falle mir gegenüber thun!"

„Du irrtest Dich in mir nicht! Warum kamen wir, da doch unsre Naturen wie zwei Spiegelbilder eines und desselben Wesens sind, nicht als Brüder zur Welt!"

Der Sultan runzelte die Stirne. Das Wort Bruder weckte Erinnerungen in ihm, die er zu vergessen sich bemühte, er dachte an seinen Bruder Moattam, den er bekriegt hatte. Er griff unwillkührlich nach der in Silber gefaßten Branke an der Löwenhaut, die ihm statt eines Teppiches diente, und sprach finster: „Laß uns von unsrem Bündnisse sprechen! Bist Du fern, in Dein Westland zurückgekehrt, dann hast Du in mir einen Freund, der allen Listen Deiner Feinde unzugänglich ist. Und einen solchen hab' ich auch an Dir; — wir Beide decken uns, so fern wir seien, mit unsern Namen gegen jeden offnen und heimlichen Feind, wir decken uns, jeder

den andern mit seiner Ehre und Treue; ich weiß: käm' ich plötzlich in Noth, Du eiltest herbei, und stündest zu mir. Und so seh' ich keinen Unterschied, wenn dieses Reich Jerusalem, um dessen Besitz so lange gestritten wird, meinen Namen als den seines Herrschers trägt, oder den Deinigen. Mir wie Dir ist der Tempel Suleimans, sind die Orte heilig, wo euer Prophet geboren ward, gelebt hat und gestorben ist; ich bete ihn nicht an, weil ich nur einen Gott glaube, der in Ewigkeit gepriesen sei, aber ich ehre sein Andenken wie das Mosche's und Eliah's, die vor ihm waren. Ich liebe den Krieg, doch mich jammert des Elendes, das seit so vielen Jahren auf diesem Lande liegt; damit ihm endlich — Friede werde, heiße also Du König des Reiches, Du und kein andrer; denn nicht jeder ist wie Du! Ein Wort, das Du gibst, wird bleiben und bestehen. Wärst Du in Waffen wider mich gekommen, ich hätte mich Dir nicht

gebeugt, die letzte Hufe Landes hätt' ich mit meinem Leibe gegen Dich vertheidigt. Doch weil ich Dir im festen Vertrauen gebe, was ich weigern konnte, wirst Du dem Lande erhalten, was ich nicht zu erhalten vermöchte, den Frieden; kein zuchtloses Heer von Räubern wird künftighin über's Meer kommen und das Land zum Erntefeld von Gräueln machen. So sei — durch freien Bund zweier Männer das blutige Räthsel gelöst."

„Vertrauen für Vertrauen!" sprach Friedrich, — „Eintracht sei von nun an zwischen Christen und Moslemin, wie zwischen zwei Brüdern, die zwei Mütter einem Vater geboren. Für Christen und Moslemin soll, — mein Kaiserwort verpfänd' ich dafür — der Tempel Jerusalems zu gleichen Rechten offen stehn, einen Gott beten ja beide drin an. Wenn die Glocke zur Messe ruft, rufe der Muezzin zugleich vom Minaret herab zum Gebet; ungefährdet sei, so

weit meine Herrschergewalt reicht, das Heiligthum des Sarazenen, die Moschee. Und wie wir zwei Fürsten uns jetzt die Hände reichen, mögen Christen und Korangläubige von nun an für immer in Eintracht und Frieden verbunden sein!“

„Für immer?“ entgegnete Caamel ungläubig und schmerzlich lächelnd. „Laß uns, mein edler Gastfreund, das Schicksal nicht durch voreilige Freude herausfordern, daß es unsre Worte plötzlich zu Schanden mache! Wer, der sterblich ist, kann markten und, wenn er den Handel geschlossen, sagen: „diese Waare, die ich gekauft, ist mein für immer?“ Vielleicht schon, da er dies spricht, steht der Räuber unsichtbar hinter ihm. Besitzen wir so viel Freiheit, daß wir uns für immer binden können? Nein, laß uns lieber eine Frist annehmen, welche zu überschauen die Kraft unsres Auges ausreicht. Wer bürgt, daß, wenn sogar binnen so kurzer Frist einen

von uns beiden das Unvermeidliche trifft, der Erbe seiner Macht auch seinen Geist und seinen Willen erben wird? — Darum laß uns zehn Jahre ansetzen als erste Dauerfrist des Friedens! Möge es in den Sternen gezeichnet stehen, daß wir nach Ablauf derselben beide noch leben, ihn zu erneuen."

„So sei es!" erwiederte Friedrich, „laß uns, edler Fürst, dieses Bündniß mit Freudenthränen Unglücklicher besiegeln! Laß uns einen Theil der Früchte denen spenden, welche den Boden mit ihrem Elend tränkten! Freiheit für die Gefangenen — Seldschucken wie Christen!"

„Gelöst, wie dieser Gürtel, seien ihre Bande!" sprach der Sultan, den Gürtel seines Krummschwertes lösend.

„Wie diese Klingen laß uns sie tauschen!" fügte der Kaiser hinzu, reichte nach morgenländischer Sitte dem Sultan sein am Griffe mit kostbarer Kunstarbeit und Edelsteinen geschmück-

tes kaiserliches Schwert, und empfing seines Gastfreundes damascener Säbel dafür.

Es saßen die beiden Männer einander gegenüber, einer an dem Werthe des andern sich erfreuend, einer durch den andern sich edler und kräftiger fühlend, — der Kaiser mit ungetrübter Zufriedenheit der durch gegenseitige Hochachtung unblutig vollbrachten Erwerbung gedenkend, für welche so viele Tausende vor ihm umsonst gestorben waren, — der Sultan mit wehmüthiger Freude, die dem ernsten tapfren Manne edel stand, die Segnungen des Friedens erwägend, welche er durch freistolze Hingabe dem Lande zugewendet, und bei diesem reinen Bewußtsein für kurze Frist die unseligen Kämpfe, welche sein eigenes Geschlecht zerfleischten, und das Unrecht vergessend, wozu ihn selbst die Leidenschaft hingerissen, in dessen Ausfechtung ihn die Ueberzeugung aufrecht halte, daß nur von einem einzigen Herrscher Heil ausgehen könne.

Auf einen Wink des Sultans theilte sich jetzt plötzlich die hintere Tapetenwand, und ein reizendes Schauspiel bot sich den Blicken des überraschten Kaisers. Die holdesten Mädchen des Harems schlangen nach dem Schalle sanftbetäubender Weisen den Reigen, durch den magischen Wechsel gefälliger Stellungen des Gastes Herz zu erfreuen. Aus den umhüllenden Gewändern drängte sich die Fülle der Formen; sie schwebten wie Paradiesvögel über den bunten Teppichen hin, jede Linie, in welcher sich die Gestalten darstellten, schmeichelte dem Auge, um rasch über der nächsten schöneren Erscheinung vergessen zu werden. Und kaum daß der Sinn sie erfaßt hatte, waren auch sie diesem schon entschwunden, wie rosige Morgenwolken in Blau des Himmels zerfließen. Der Sultan führte jetzt seinen Gast aus dem Zelte in eine rundförmige Lichtung des Gartens, wo um ein Blumenbeet Verschleierte saßen, jede ein Körbchen

vor sich im Schooße, aus welchem sie Blumen wählte.

„Binden diese nicht den Selam?“ fragte der Kaiser im Vorüberwandeln, und fuhr, als der Sultan ihn weiter führte, begeistert fort: „O beglücktes Land, wo Rosenfinger mit Blumen schreiben. Wer würde hier nicht gern zum Schüler, und ließe sich von solchen Meisterinnen in der Geheimschrift der Liebe unterrichten.“ Sie erreichten hierauf einen Laubgang, in welchem die breiten Kronen alter Feigenbäume sich aneinanderwölbten. Hier saß sinnend ein ernster Mann. Der Sultan begrüßte ihn und bat ihn, die vier Säulen des Gesanges aufzupflanzen und eine Kaßidet zu erwecken zum Preise des großen Sultans aus Westen.

Der Kaiser war auf's neue überrascht; da dachte er mit freudigem Stolz an seine Heimath, wo die Blüthe des Gesanges von den edelsten Geistern gepflegt wurde. Der Dichter begann;

der Dolmetsch deutete die Distichen; ringsum zeigten sich lauschend zwischen den Bäumen, in den Gesträuchen, wie von Zaubergewalt herbeigelockt, die tapfersten Emirs des Heeres, die weisen Scheichs, und empfingen die Worte wie Perlen vom Munde des Dichters. Und als dieser geendet, herrschte die Stille noch fort, und heilige Scheu, den Nachklang des Rythmus im Geiste zu verlieren, zeigte sich auf jedem Antlitz. Der Sultan stand wie in Andacht, und reichte dem Dichter eine goldne Schale, denn nur aus Gold dürfe die Lippe trinken, welcher die goldne Rede entströme. Der Kaiser aber rief: „Lieblich erklang Dein Gedicht, Nachtigall des Ostens, doch auch der West hat seine Nachtigallen. O wäret Ihr jetzt hier, Heinrich von Osterdingen, Walter von der Vogelweide, vor allen Du, gewaltigster Meister Wolfram von Eschenbach, einen größeren Wettkampf zu begehen, als jenen auf der Wartburg. Wahrlich, mein edler Wirth,

ich weiß nicht, wie ich Euch diese Freude danken soll, die mir mitten in einem fremden Land den Stolz meines Reiches in's Gedächtniß ruft. Diese Könige des Wohllautes sind gewaltiger als wir, o Fürst, sie verwandeln unsre Thaten in Sterne, und während aller Prunk, der uns in's Grab mitgegeben wird, die Leiche nicht vor Zerfallen in Staub schützet, weben uns diese aus Gedanken und Tönen Zaubergewänder, in welchen wir ungesehen durch die Reihen unsrer Kindeskinder schreiten. Drum sei mir der Dichter gepriesen, der Prophet der Unsterblichkeit. — Dein Hof, mein geehrter Wirth, ist glanzvoll durch den größten Schatz, durch die Dichtung. Doch wer sind jene dort im dunklen Laube, die dem Sangkundigen hier an Ernst des Ansehens gleichen?"

„Das sind Weise und Fromme," erwiederte Caamel, „Aerzte und Sternforscher."

„Ich beuge mich vor der Kunst der Schicksalserforscher, welchen unsere Lebenslinien klar

sind. — — In der That, Sultan, Du hast mir in kurzer Frist so viele Genüsse und Freuden zugemessen, daß ich davon schwindle und wie heilsame Arznei ein ernstes Wort der Zukunft gern empfinge. Laß einen der Weisen, die in den Sternen lesen, zu mir treten; ich möchte heute, da mich des Lebens Vollgenuß umrauscht, erfahren, wie ich einst sterben werde."

„Ob Du nichts Vermeßnes wünschest?" warnte der Sultan.

„Nein!" rief Friedrich lebhaft. „Ich finde größere Ruhe darin, den Tod wie ein fernes Ziel durch eine lange schnurgerade Reihe von Bäumen stets vor mir im Auge zu haben, als plötzlich, um irgend eine Ecke biegend, auf ihn stoßen zu müssen."

Auf den Befehl des Sultans trat ein Greis an Friedrich heran, ein Chaldäer, der wegen seiner tiefen Wissenschaft von Caamel in höchsten Ehren gehalten wurde. Er faßte des Kaisers

ausgestreckte Hand, und studirte die Linien, welche auf deren Fläche kraus durcheinander liefen, dann die Züge des Antlitzes und die leichten Falten, welche sich auf der Stirne zeigten. „Venus regiert!" sprach er nach langem Sinnen, „in Deiner Hand liegt eine Blume, und die Schatten, die sich über Deine Stirne ziehen, sind wie die Nacht im Kelche der Blüthe. Hüte Dich vor einer Blume, Sultan des Westens. In Blumen wirst Du sterben!" Dies gesagt, und der Chaldäer verschwand in den Schatten des Haines.

„Ein süßer Tod!" sprach Friedrich, heiter in seinem Ernst, während er, von dem Sultan geleitet, weiter schritt.

„Der Sehnsuchtstod der Nachtigall!" fügte Caamel hinzu. — —

Bald waren sie in Friedrich's Gelassen angelangt, die Nacht war hereingebrochen, der

Sultan wünschte seinem Gaste holde Träume und entfernte sich, um sich in seine Zelte zurückzubegeben.

„Ein süßer Tod!" wiederholte sich Friedrich, als er im innersten Gemache seines Zeltgebäudes allein war. Aus dem Dunkel desselben trat eine Frau auf ihn zu; beim Scheine einer Lampe sah er die reiche, schmiegsame, üppig-züchtige Tracht des Morgenlandes, wallende Schleier von so zartem Gewebe, daß die dunklen Flechten des Haares, die drunter lagen, wie deren Einschlag erschienen, das unterm freien Busen eng anliegende Seidengewand, den breiten Gürtel mit schimmernden Agraffen, lose tief herab um die Hüften geschlungen, das Obergewand, mit Perlen besäumt, kurz bis an's Knie und drunter ein kostbares langes.

Betroffen von dem holden Reize der Erscheinung stand Friedrich, die Hand vor die Augen haltend. Jetzt fühlte er sich von zwei Armen gefesselt.

„Ich wollte Dich mir treulos machen!" rief Manadora, „doch bangte mir vor der Probe. — Sag', Friedrich, kannst Du's werden?"

„Verlangst nicht Du selbst es, Manadora? Ich wähnte mich einsam und Dich gewiegt in den frauenhaften Heimlichkeiten des Harems; statt dessen steht die schönste Heidin vor mir, und verlockt mich wohl zu einem neuen Glauben!"

„Ist der an meine Liebe Dir so neu? — Doch gut! sei er's. O, daß er nie veralte! Und wenn ich nun wirklich noch keine Christin wäre?"

„Dann also bringt meine Nähe Dir keine Gefahr; denn ich bin ja gebannt, obwohl ich der Christenheit eben ein großes Geschenk gewann."

„Im Ernst, Friedrich! Ich bin noch nicht

getauft. Laß Dir's nur sagen." Und nun erzählte sie ihm, soviel sie selbst wußte. —

„Wir sind nicht allzuweit vom Jordan" sprach der Kaiser leichthin; „seine heilige Fluth wird meine Blume tränken, mich laß Deinen Pathen sein."

„So will mein Pathe, ich soll dann Blume heißen? Ich bin's, den Thau Deines Auges aufzufangen. Sieh her, Friedrich, was ich angestellt, während ich hier allein war und Dich erwartete. Den Rand des Teppiches, auf dem Dein Lager ist, säumte ich mit Blumenschrift. Ich lernte sie schon, ein Bischen davon wenigstens. Wie diese Heiden alles mit Sprüchen ihres Korans besäen, so möcht' ich Dir überall in Blumen meine Liebe hinschreiben. Du müßtest dran denken, daß Deine Liebe eine Blume ist."

„Ein süßer Tod!" sprach Friedrich, unter Küssen.

„In Küssen sterben?"

„In Blumen! durch eine Blume wohl gar? Es ist noch keine Stunde, daß ein weiser Mann mir dies Loos prophezeite, Manadora!"

Sie schauderte. Er hatte sie ja seine Blume genannt! —

„Wär's nicht schön, durch Dich zu sterben?" sprach er leise an ihr Herz.

Die Worte der Liebeständelei drangen wie heißer Athem in dies. „Ja göttlich wär's! Dich so für ewig mein eigen zu machen!" sprach sie in wilder, grausamer Wollust. — „Mit Dir in einem Kahn, abgestoßen vom Ufer! Das Ruder hinweg! Allein auf dem ungeheuren Ocean! Kein Aug', das mein Glück erlauern, kein Herz, das mir's entreißen kann. So ist der Tod Geburt neuen Lebens. So hab' ich Dich dann von der Geburt an. Süßheimlicher, ewiger, ewiger Besitz in einem neuen Dasein!" — — —

Todtenstille. Nur rasche, schwere Athemzüge,

die mit dem Aufruhr der Seele kämpfen, sind hörbar.

Außen in dem nächsten Freiraum, welcher dieses innerste Zeltgemach im breiten Kreise von den übrigen schied, die zu Friedrich's Hofhalt gehörten, saß Heinrich, vom Kopf bis zum Fuß bewaffnet, des Kaisers Nachtruh zu hüten; neben ihm Kaf, den Manadorens Nähe herbeigezogen. Heinrich hatte unter den Schleiern ihr Antlitz, in den fremdartigen üppigen Gewändern ihre Gestalt erkannt, als sie heimlich aus ihrem Harem in Friedrich's Zelt gekommen war.

„Wir passen zu Liebeswächtern," sprach Kaf, „wir zwei!" und sah Heinrich an und lachte in sich hinein. Heinrich hielt still, hörte den Gefährten nicht und vernahm, was drinnen geflüstert ward, obwohl er sein Ohr gern dagegen verschloß. „Ewigkeit!" So leise dies Wort drinnen gesprochen war, es fuhr heraus, fuhr in sein Herz. Wilden Muthes riß er's daraus,

ob's auch wie mit Widerhaken drin haften wollte.

„Keine! Keine!" Labsal sucht' er, fand er in diesem gräßlichen Vernichtungsglauben. Wie das Kind an die Mutterbrust saugte er sich dran fest. — „Es entschädigt, zu wissen: aller Schmerz dauert nur so lang als dies Leben. Gottes Barmherzigkeit hat's gemacht, daß kein Drüben ist, kein Fortbluten. —"

„Wackrer Wächter!" sprach Kaf mitleidig. „Wärst Du ein Eunuch, wie ich, Du hättest Dein Theil genug, um über das Glück der Beiden drinnen zu lachen und Dir so viel draus zu machen!" Er blies ihm über die Augen. „Das ist die Philosophie von uns Geschöpfen, an denen der Mensch beweist, daß er schlechter ist, als eine Bestie. Wir rächen uns — durch Bosheit — oder durch Treue; wodurch auch sonst? Eins ist so schön wie das andere. Im einen ist so viel Seelenkitzel, wie im andern;

und den muß unsereins doch haben! Ich sage: Treue, — nicht als Instinkt, mit Unempfindlichkeit, wie der Hund seinem Herrn nachschnuppert, nein, als eine Art von Ersatz für die Freuden und Sorgen eines Vaters! Das Mädchen, das ich mir angekindet, kostete mich schon manche Thräne. — Wahrhaftig: Du liebst sie, glaub' ich, ich seh's in Deinen Augen. — Armer Wächter! — — —"

„Ich bin ein Mann! Ich kann's verschmerzen," sprach Heinrich leise. Aber in seiner Brust schrie immerfort ein Schmerz, der seine Fassung und Wortkargheit der Lüge zieh. „Wie Du an sie, bin ich an Friedrich durch freie Wahl gebunden. O, es macht mir Freude, ihn glücklich zu wissen. —"

„Bleibe — sie's! — Was ist? Zitterst Du?" — —

„Ich?" — Heinrich zwang sich zum Lachen. — „Du siehst, ich bin in guter Laune. Diese Nacht ist so mild, heilige Ruh' — Todtenruh'

rings um uns. Du solltest Deine Geschichte zu Ende erzählen, in welcher uns damals unterwegs der verkleidete Mönch gestört."

„Sie ist kurz; das beste davon läßt sich nicht wiedersagen. Ich war Sclav in Damask. — — — Ich glaube: dies erzählt' ich Dir schon. Ich war gezüchtigt worden, mißhandelt, — aus Bosheit, nicht aus Gerechtigkeit; Weiber hatten lachend zugesehen, wie ich entblößt, gepeitscht worden war. Da steckte ich den Palast meines Herrn in Brand. Ich war ja nur ein Sclav, Eunuch, also schlechter denn ein Hund. Ich wollt' in den Flammen bleiben, drinnen vergehen. Ein Fremder, ein Franke, Manadorens Vater war's, der sich den Bart versengte, da er mich schon im Todeskampf des Erstickens aus dem Qualm hob und forttrug. Ich dankte ihm's nicht; war ich doch wieder nur ein Sclav, hatte blos den Herrn gewechselt. Doch er gab mir die Freiheit. — Freiheit!

Freiheit! Was Freiheit ist, weiß nur ich, der ich jede Schmach getragen. Ein neues Leben war's, das er mir gab. Frei, frei gab ich's ihm zurück. Er lehrte mich manche Kunst, manches heilsame Mittel. Ich folgte ihm in's Abendland, ich erbte von ihm etwas, dessen gleichen ich für alles Gold Indiens nicht selbst hätte zu Stande bringen können. Nun! das ist meine ganze Geschichte. An solchen Haken bleibt man hängen! — —"

„Still! — Horch!" —

„Was gibt's?"

„Nichts! Mir war als hört' ich was drinnen. Küsse vielleicht! Jetzt eben — —"

Nun?"

„Nichts! nichts! Mein Blut tobt. Davon kommt's."

„Du hassest sie, — weil Du sie liebtest! Dann laß uns von einander gehn, uns gegenübersitzen, wie Tieger dem Tieger." — — —

„Ewig, ewig!" sprach Manadora drinnen.

„....Ewig, ewig!".... sonst nichts, als dies: ewig hatte Heinrich draußen gehört. Er drückte sich in sich zusammen und liebäugelte mit der blanken Klinge seines Dolches, den er still grimmig lächelnd aus der Scheide gezogen hatte.

„Eine Wespe, die das kollrige Roß in den dunklen Stall treibt," sprach Kaf.

Drinnen aber lag der Kaiser, träumend von dem Untergange Rom's, und drückte — im Schlafe, wähnend, den Zügel der Hierarchie scharf zu fassen, die zarte Hand Manadora's, die an seinem Herzen eingeschlummert war, vor Schmerz auffuhr und schlaftrunken rief: „Du entfliehst? Eher dem Leben, als mir!" Friedrich ließ, sich ermunternd, die Hand los.

VI.

Der Vertrag zwischen dem Kaiser und dem Sultan war in's Reine gebracht; der Erstere machte nach einigen Tagen Anstalten zum Aufbruche. Caamel vermochte ihn nicht länger zurückzuhalten. So schieden denn die beiden Herrscher, wie zwei Jugendfreunde von einander, die das Schicksal nach kurzem Wiedersehen auf's neue trennt. Der Kaiser ließ kostbare Andenken zurück; noch reichere Erinnerungspfänder gab ihm der Sultan mit, die edelsten Rosse und

Waffen, die schönsten Sclavinnen, unschätzbare Bücher morgenländischer Weisen, zu deren Auslegung Männer, welche durch ihre Kenntnisse in Ansehen standen, auf des Sultans Wunsch dem Kaiser folgten.

Die Edlen, welche sein Gefolge bildeten, waren vorangeeilt, um die fröhliche Nachricht der für die Christenheit glorreichen Erwerbung zu verkündigen und Anstalten zu treffen, daß das Kreutzheer nach Jerusalem sich auf den Weg mache. Ebendahin zog Friedrich auf kürzeren Wegen, mit geringem Gefolge, nur von Manadorà, Heinrich, Kaf, und wenigen Sclaven und Sclavinnen begleitet, von denen die ersteren das auf Kameele und Maulthiere vertheilte Gepäcke bewachten. Heinrich ging in trübe Gedanken versunken zwischen den reizenden Frauengestalten, Kaf bald neben, bald vor, bald hinter ihm, ein wunderlich Gemisch von Größe und Niedrigkeit, voll Treue gegen seine Herrin und voll Lieblo-

sigkeit gegen jedes andre Geschöpf, ja voll Haß gegen alles, was auf diese einen widerwärtigen oder feindseligen Einfluß üben konnte. Während der Reise höhnte er bald die Sclavinnen, bald schmeichelte er ihnen auf irgend eine zweideutige Weise, bald benahm er sich mit völliger Freiheit wie ihres Gleichen; auf seine Gebieterin nahm er keine Rücksicht, nur zuweilen rieb er sich in stiller Freude die Hände, wenn er sie von weitem auf stattlichem Zelter an Friedrich's Seite sah; er dachte dabei: „Wie herrlich wird ihr die Krone stehen!“ — und es war ihm dabei so stolzfreudig zu Muthe, als empfinge er selbst dann eine solche. Heinrich aber behandelte er anfangs mit Mitleid, dann, als er dessen ehrenhaftes Ringen mit sich selber sah, mit einer gewissen Scheu. „Solche Geister müssen zu schaffen haben.“ — Endlich bemerkte er, wie Gülnare, eine junge Sclavin, die Perle des Harems, welche der Sultan Manadoren geschenkt

hatte, den schönen edelgebildeten Mann still in's Herz gefaßt hatte, und sprang nun, recht weiberhaft, von ihr zu ihm und von ihm zu ihr, und trug ihm zu, was er wirklich von ihr erlauscht hatte, und ihr zu, was er von ihm erlauscht zu haben glaubte, und fügte dazu, was ihm gut dünkte, Gülnarens Herz zu erfreuen. Es interessirte ihn dabei mehr das Schicksal des Weibes, als das des Mannes. — Heinrich aber dachte wohl in keiner Sekunde der schönen Sclavin, und ließ manchen Selam, den Kaf ihm brachte, unter die Tritte der Kameele und Maulthiere fallen, ja er behandelte Gülnaren, wenn er in ihre Nähe kam, wie einen ungelegenen Eindringling in sein Herz, so recht wie ein Freier den Sclaven behandeln mag. Zugleich aber regte sich in ihm zuweilen ein unerklärbar Gefühl, fast wie Haß, gegen Manadora. Nicht die gekränkte Liebe war's, was ihn dazu verleitet haben konnte, — wünschte er doch seinem

Herrn in ihrem Besitze aufrichtig alle Freuden, — nein, eine Ahnung, als widerführe eben seinem Herrn durch sie ein Unheil, welchem er sich mit seinem ganzen Dasein entgegenwerfen müsse, — eine Art von Grauen vor ihrer Schönheit überkam ihn, manchmal ohne alle äußere Veranlassung, und steigerte sich in ihm allgemach bis zu einer peinlichen Beklommenheit, deren er nicht Meister werden konnte.

Manadorens Gedanken kreisten indessen schon über den Zinnen der heiligen Stadt.

„Wie schön ist mein Geliebter mit der Krone David's!“ sprach sie zu Friedrich, — „wie freue ich mich der Stunde, da Du sie vom Altare empfängst, und, einem Priester gleich, die Hand dieser holdverschämten, dunkeläugigen Braut: Zion, in die starke Rechte des kecken Werbers, des Occidents legst! — —“

„Du dabei, erhaben und schön wie die Sie-

gesgöttin, des Bundes Zeugin, Manadora, den bräutlichen Kranz bereithaltend. — — —"

„Die Krone!" dachte Manadora; in diesem Augenblicke war ihre Seele voll Nacht, als Meteor leuchtete darin die Krone; sich selbst sah sie als diese Braut und Friedrich als den Bräutigam. Wie diese Liebe so rasch gewachsen war, sich selbst überwachsen hatte! Wie Erfüllung auf Erfüllung das Verlangen des Herzens zur Qual machte! Doch diese kühne, alles in sich zusammenfassende Liebe, — war sie noch Liebe? Diese Hoffnung, größer, als daß sie von Worten noch gestützt werden konnte, war sie schon Frevel? Liebte das Weib nur noch den Mann? War das Herz des Geliebten, in welchem sie ihre eigne Existenz begriff, nicht schon verschwunden im Morgenroth der Krone, das jede andre Wesenheit und Gestalt verschlang? Schon scholl in ihren Ohren der Klang des Krönungsgeläutes und der Jubel Jerusalems.

Friedrich hingegen war wortkarg geworden; Manadora faßte ihn in's Auge. „Ich bin Dir weniger, als ich Dir war. O läugne es nicht. Ah, ich kann's nicht ertragen. —" Sie fühlte jetzt, daß sie selbst unvermerkt eine andre geworden war; im Unbehagen dieser Empfindung aber wälzte sie die Last von sich auf ihn, und wähnte sich nun vor sich selbst und vor ihm gerechtfertigt; und dabei brach doch die alte Liebe wieder in lichten Flammen aus der Lavarinde empor, welche sich auf ihrem Herzen angesetzt. — „Sprich aus: Was kam zwischen unsre Lippen, da sie einander zustrebten?" — Sie suchte ängstlich nach irgend einem Grunde, der außer ihr läge. So geneigt, sich selbst zu betrügen, ohne daß es klar drum weiß, ist das menschliche Herz. In der selbstgeschaffenen Qual der Eifersucht fand Manadora endlich einen Ableiter des Vorwurfs. „Wenn Du unter diesem glühenden Himmel für mich erkaltest, wer zog dann Deine Glut an

sich?“ fragte sie. „Ich muß es wissen, und stürb' ich drum.“

„Gewiß, Du täuschest Dich!“ erwiederte Friedrich. „Meine Liebe zu Dir ist so genau dieselbe wie sonst, als mein Antlitz heute dasselbe ist, wie's gestern war.“

„Dann ward sie ja älter — und sei's auch nur um einen Tag! doch ich fürchte: um Jahre, Friedrich! Ein Tag ist oft ein ganzes Leben. — Doch jetzt weiß ich's; o läugne nicht! — — Ein unheilbringendes Geschenk, das Du empfingst! — Ja dort! Wie Deine Blicke an ihr haften! — Und sie sieht wieder auf Dich, und lächelt und weint zugleich, — — Gülnare ist's!“

Doch Friedrich's Gedanken weilten nicht auf der reizenden Sclavin, wie zufällig seine Blicke. Nicht neue Liebe machte ihn wortkarg und gleichgültiger gegen Manadora's Glut; — Pläne hoher Art zogen ihre Sonnenbahnen in seinem Geiste; seine Gedanken ließen Jerusalems Krone

schon hinter sich und faßten Fuß in Europa, stürmten an gegen Rom. — —

Eben verließ der Kaiser mit Manadoren einen waldumwachsenen Hohlweg. Ein Reiter, dessen Gestalt ganz in schneeweiße Linnen gehüllt, dessen Gesicht durch eine mit zwei Löchern versehene Kappe bedeckt war, stand jetzt vor ihm und vertrat ihm den Pfad.

Des Kaisers Pferd scheute. In demselben Augenblicke warf sich der Fremde auf Friedrich. Ein breites blankes Schwert ward sichtbar.

„Verrath!" rief der wachsame Heinrich, welcher eilig vorsprengte.

„Das ist kein Sarazenensäbel!" schrie Kaf, voll Lust, seiner Mordbegier die Zügel schießen zu lassen. Schon hieb er auf den Mann in dem weißen Gewand ein. Schon schnitt seine Klinge durch die Linnen, ein unter diesen verborgener Panzer leistete Widerstand. Im Nu war der Kaiser mit seinem kleinen Gefolge von einer

Anzahl Verräthern umringt, welche alle gerade so wie der Angreifende, als Beduinen, gekleidet waren.

„Allah Maschallah!“ rief Kaf. „Ich sehe Sporen an Eisenschuhen! Meine Brüder stehen in kürzern Bügeln. — Das hier aber gibt Widerhall an Harnischen.“

Und mit Lust tummelte er sich mitten in die feindliche Schaar, bald nach rechts und links den zischenden Säbel schwingend, bald mit dem kurzen Speer nach den Gesichtern der Vermummten zustoßend, welche sich auf alle Weise bemühten, den Zug zu zersprengen. Heinrich hielt sich stets dicht vor dem Kaiser, um diesen zu decken; Friedrich aber bemerkte bald, daß weniger er selbst, als Manadora der Zweck des Angriffes zu sein scheine. Schon war sie von den Angreifenden umringt, als Friedrich und Heinrich sich plötzlich durch die Verhüllten Bahn brachen. Zu gleicher Zeit erstach Kaf einem von diesen das Roß, der Reiter stürzte, die

Kappe verschob sich, ein Blutstrom schoß aus dem Halsbug. „Ei, die Todten sind lebendig geworden!“ schrie Kaf lustig, hieb auf den Mönch ein, denn dieser war's, welchen er in dem verwundeten Vermummten jetzt erkannte. „So stirb zum zweitenmal; diesmal wird's hinreichen.“ — Schon wichen die Kecksten von Manadora zurück; schon wähnte Friedrich, der Angriff sei abgeschlagen. Auch die Sclaven thaten ihre Schuldigkeit. Da sah Heinrich noch zu rechter Zeit, wie einer der Feinde ein weites weißes Gewand über Manadora geworfen, ihr Pferd schon an das seinige gebunden, und so, während die andern Angreifenden flohen, die Beute unbemerkt rauben wollte. Mit einem Sprunge warf Heinrich sich jetzt wie ein Löwe vor den Feind, er schrie: „Manadora!“ Der Kaiser hört es, stürmt herbei. Der Feinde Schaar läßt die verstellte Flucht, verdichtet sich wieder um Heinrich und Manadora. Kaf führt die

Keckſten der Sclaven, denen er voll Geiſtesgegenwart im entſcheidenden Augenblicke in Friedrich's Namen die Freiheit verheißt, gegen den Rücken der Feinde. Da machen die Sclaven fleißig Blutarbeit. Hinterrücks reißen ſie einen nach dem andern vom Roß, fallen über die Liegenden her, lüften ihnen die weißen Gewänder, ſuchen nach den Lucken zwiſchen den Gelenken der Rüſtungen, und metzeln ſie nieder. Auf dieſen entblößten Rüſtungen der Feinde aber zeigen ſich Kreutze, und verrathen die ganze Abſcheulichkeit des Ueberfalls; denn Templer ſind's! Die wenigen, die um Manadora ſich gedrängt, wehren ſich in Verzweiflung gegen den Kaiſer und gegen Heinrich. Noch einmal gelingt es dem gewandteſten der Templer, Manadora zu faſſen; ſein Gewand fliegt zurück. Manadora reißt den Dolch, welcher dem Tempelherrn am Gürtel hängt, aus der Scheide, und holt damit gegen ihn aus. Ein Griff ſeiner Fauſt drückt ihren gehobenen Arm

nieder. In demselben Augenblick stößt Kaf von hinten auf ihn. Der Templer läßt Manadorens Arm noch nicht los. Der Dolch, den sie noch festhält, trifft jetzt ihren eignen Leib und dringt tief in die Schulter. Als Kaf ihr Blut rinnen sieht, wirft er die Waffe weg, faßt wüthend mit beiden Händen nach des Tempelherrn Kehle, und erwürgt ihn. Dann, alles andre vergessend, stützt er Manadoren, gibt ihr die süßesten Namen, — der Eunuch, wie ein Liebender, nimmt sie und trägt sie auf frischem Rosse, während Heinrich für sie blutet und der Kaiser die letzten der Feinde niederstreckt, auf den offnen Plan. Dort sieht er spähend sich um. Kein Feind ist mehr nahe; er läßt sie unter einem schattigen Feigenbaume nieder, löset ihr das Gewand und sucht ihr das Blut zu stillen. Ihre Augen sind geschlossen; sie liegt wie todt.

Indessen übersieht der Kaiser, Athem schöpfend, das enge Schlachtfeld. Sclaven beschäf-

tigen sich damit, die schwer verwundeten Feinde zu fesseln. Heinrich's Blicke suchen Manadora, das Kleinod seines Herrn. Als er sie entdeckt und in Sicherheit, in Kaf's Armen sieht, denkt er erst an sich; jetzt erst schmerzen ihn seine Wunden, und das Blut strömt auf's neue und hastiger draus. Gleichmüthig trocknet er sich die Stirne und die Hände, und erwartet, ermattet zu Friedrich's Füßen niedergesunken und an diesem hinaufblickend, was der theure Herr, der inmitten des Blutbades wie durch ein Wunder unversehrt geblieben, nun beschließen werde. Friedrich aber war von dem Anblicke der Kreuze auf den Rüstungen der Gefallenen und Gefangenen mächtig erschüttert; Christen gegen Christen als Verräther! „Wußtest Du, wer ich bin?" fragte er den einen der gefangenen Tempelherren, welcher trotzig auf die Bande starrte, die seine Gelenke umschnürten, und erwiederte: „Ein Gebannter seid Ihr, und

ein Feind Gottes, ein Heide in Glauben und Werken."

„Tödte uns vollends!" stöhnte der Andre, schon sterbend. Ich will die Schande nicht überleben. Der Patriarch war's, der Deine schöne Geliebte.... als Unterpfand.... So stürzt der Kaiser...." Der leichter Verwundete warf sich, den Verrath zu verhüten, über ihn, und erstickte mit seinem Haupte die den Patriarchen entlarvenden abgerissenen Worte des Sterbenden.

Jetzt loderte des Kaisers gerechter Grimm auf; da er die geheimen Ursachen der Schandthat mit einem Male errieth. Kein Zweifel: der Patriarch also war's, der mit den Templern gemeinsame Sache gemacht, beide eifersüchtig, daß des Kaisers Regiment ihre bisherigen Zwingherrschaften austilgen werde. Kein Zweifel mehr: Manadora sollte geraubt werden, um wohl als Geißel für Verhandlungen in des Patriarchen und der Templer Gewalt zu bleiben; das fernere Ziel

des Patriarchen ahnte Friedrich gleichwohl nicht, daß sein Herzensverhältniß zu Manadora dem Patriarchen als Anklage beim Papst gegen Friedrich's Sittlichkeit, als Grund zur Verlästerung vor Rom und in der öffentlichen Meinung dienen sollte.

„Sie stirbt!“ rief Kaf jetzt plötzlich aus Leibeskräften; und „Heiland!“ rief auch Heinrich, auf deutsch, sich aufraffend. Der Kaiser eilte, alles andre vergessend, zu ihr. Gülnare blickte dem heimlich geliebten Heinrich schmerzlich nach; für sie war kein Auge da, hob sich keine Hand! Ein junger Sclave, der bei dem Gemetzel gleichfalls schwer verwundet worden war, einer von denen, die der Sultan dem Kaiser geschenkt, hatte Heinrich's Ruf gehört. — „D e u t s c h e, deutsche Laute!“ jauchzte er mit matter Stimme, und schleppte sich, den Schmerz der Wunden verwindend, Heinrich's Schritten nach.

„Manadora!“ . . . Friedrich's Stimme war's,

durch welche sie vom Tode erwachte. Sie reichte ihm die Hand, und blickte ihn lächelnd vor Seligkeit an, wie er kräftig und unversehrt vor ihr hinknieete. „Ich werde sterben, mein Freund! aber ich preise den Tod, denn er scheucht mir jeden Zweifel an Deiner Liebe; ich büße gerecht dafür, daß ich zweifeln konnte."

„O nicht an Sterben denke, Geliebte! Mit Küssen bann' ich das Leben fest auf Deinen Lippen."

Heinrich merkte, daß an seinem Kleide jemand zupfe. Als er sich umsah, gewahrte er den verwundeten jungen Sclaven. Manadorens Liebesworte zu Friedrich hatten Heinrich's Wunden weiter aufgerissen und seine aufgeregte Seele mi Bitterkeit durchströmt. „Beklagst Du den Tod?" fuhr er den Sclaven auf Welsch an; — „o, mir wäre er lieb, drum wird er mich fliehen. — O Thorheit des Lebens! — Was

zupfst Du mich am Kleide? — Willst Du geistlichen Trost? Bist ja ein Muselmann!"

„....Oder willst Du Taufe?" sprach Kaf spöttelnd. Bei diesem Worte erinnerte Manadora sich auf's neue an ihre Mutter. „Besinnst Du Dich, mein Geliebter?" flüsterte sie mild zu Friedrich, „was ich Dir vertraut?"

„Nothtaufe — Bluttaufe!" erwiederte rasch Friedrich; — „in solchem Falle darf auch der Laie das Sakrament spenden."

„Und Weihwasser ist da!" sprach Heinrich dazu, auf seine Wunden weisend, — „hier, Herr, nimm aus diesem Taufbecken! Schöpf' es aus!"

Manadora sank auf's neue ohnmächtig zurück. Ohne Verzug gab ihr der Kaiser, wähnend, ihres Herzens frommen Wunsch zu erfüllen, an Priesters statt die Nothtaufe mit Heinrich's Blut, Kaf kauerte zweideutig lächelnd da-

neben, der finstre Heinrich sprach eintönig für die ihrer Sinne nicht Mächtige das Glaubensbekenntniß, und dachte dabei: „Was fehlte noch weiter, als der Pathenkuß?" Kaf hatte sich einstweilen flink gerührt: „Herr, hier nützt kein Bleiben!" Behende rannte er nun zu den Saumthieren, und ließ von den Sclaven eine Sänfte herbeibringen; im Vorbeigehen trat er auf des Böttelmönches Gesicht, und stieß die Leiche um. Immer blickte er auf die Stelle zurück, wo Manadora lag. „Sie wird doch nicht sterben?" rief er manchmal, ordnete dann von Heilmitteln, was er verstand, und brachte emsig. Die Sclavinnen, Gülnare darunter, hoben Manadora auf, und in die Sänfte. Da zupfte der sterbende Sclave noch einmal Heinrich am Kleide; dieser ward unruhig unter einem flüchtigen Blicke Gülnarens, welche, blässer als Manadora, selbst der Stütze bedurfte. So bot er ihr scheu die Hand; kaum, daß die Fingerspitzen sich berühr-

ten! „Nur noch ein deutsches Wort laß mich hören!“ stöhnte der Sclave, dessen Wunden niemand beachtet hatte. — Überrascht drehte Heinrich sich um, und blickte den Armen an. Auch der Kaiser, schon im Begriffe, der Sänfte zu folgen, hielt inne und fragte: „Wer bist Du?“

„Nicolaus von Cöln heiße ich,“ sprach der Sclave mit erlöschender Stimme.

„Nicolaus von Cöln!“ riefen erstaunt der Kaiser und Heinrich zugleich. — Heinrich aber, als er den Sterbenden so im tiefsten Leide, das einen Menschen treffen kann, der Freiheit beraubt, von einem Fürsten an den andern verschenkt wiederfand, stand gebeugt und gekräftigt zugleich, und dünkte sich selbst in einem so geringen Schmerze, wie jener stets wieder aufbrechende seiner Liebe war, nicht mehr unglücklich, sondern reich und gewaltig.

„Steh auf, Du bist frei!" redete der Kaiser liebreich zu Nicolaus, und Kaf flüsterte dazu: „Herr, als es an's Leben ging gegen die Uebermacht der Verräther verhieß ich ohnehin in Eurem Namen Allen die Freiheit."

Nicolaus aber hörte von des Kaisers deutsch gesprochenen Worten nicht den Sinn, nur die Laute. Er wankte, himmelan blickend, unter schwereren Athemzügen: „Guter Gott!.... lieber Gott! — — Noch einmal deutsche Laute! — — Oh, der alte schöne Traum!...." dann sank er zurück. Seine Wunden bluteten heftiger; — mit dem Blut floß das Leben dahin.

Heinrich ließ sich seine eignen Wunden von Kaf verbinden, welcher sich ganz in seinem Elemente fühlte, indem er die Kenntnisse geltend machte, die er von Manadorens Vater einst erlernt hatte. Nachdem dies Geschäft beendigt,

schickte Kaf sich mit Heinrich an, unter dem Feigenbaume für Nicolaus ein Grab zu bereiten. „Kaum Pathe, jetzt Todtengräber!" sprach Heinrich, während er die Leiche des Unglücklichen hinabsenkte; — „was wirst Du noch aus mir machen, Unerforschlicher, der Du unsere Menschenleben als tausend Arme zur Vollstreckung Deiner Beschlüsse nimmst? Viel — nein, alles, alles gabst Du mir; dankbar erkenn' ich's, gabst mir ja Freiheit! — Nur damit ich mit vollem Bewußtsein der Freiheit göttlichen Werth ganz erfassen und anzuwenden lerne, schnittest Du, erhabener Geist, entzwei das wonnige Band, lösetest, was ich für Liebe hielt, was Knechtschaft war." —

Bis zu diesem Augenblicke war sein Herz, so fest er es gegen Manadorens Anblick verwahrt geglaubt hatte, — immer wieder in heftiger Liebesanregung schwankend geworden. Von

jetzt an aber war es davon geheilt, da die einfache Catastrophe eines Traumlebens vor ihm lag; wie jener Nicolaus einst auf dem goldnen Wagen, so träumerisch, fremder Mächte Spielball, erschien heute er sich selbst. Von jetzt an verdichtete sich sein Charakter, und wurde ihm selber klar. Die Schwärmerei des Gefühles beugte sich unter die Oberhoheit des Bewußtseins. Fest stand er auf dem starken Glauben an eine sittliche Weltordnung und weise Lenkung, einem Glauben, der — ohne die Ueberzeugung von individueller Fortdauer in ihm mächtig war, und auf der tüchtigen Ansicht vom Werthe des Lebens. Die unerschütterliche Treue gegen Friedrich, die fortwährend einen Grundzug seines Charakters bildete, hatte nicht mehr in einem unbestimmten Drang, in einer Art von Bedürfniß, am Großen sich festzuranken, ihren Grund, sondern sie war jetzt die Folge freudiger freier Willensthätigkeit. Dem Kaiser entging

die Ertüchtigung dieses Charakters nicht, er bewies es, indem er Heinrich nicht wie einen treuen Diener, sondern wie einen ebenbürtigen Freund von nun an behandelte.

VII.

Voll Ungeduld erwartete der Patriarch Gerold in Jerusalem von Stunde zu Stunde die Zurückkunft der Tempelbrüder und des Bettelmönches. So fest vertraute er auf seine eigene Untrüglichkeit, daß er bei dem nach vorherigen genauesten Erkundigungen begonnenen Wagstück nur zwei Enden voraussah: des Kaisers Tod, oder Manadora's Raub, die dem Kaiser gegenüber anfangs als Geißel scheinen sollte, damit jener mit dem Patriarchen unterhandle, und dann

zur Beschuldigung des sittlichen Wandels Friedrich's dienen mochte; — der Patriarch hatte genau erforscht, mit wie geringem Gefolge der Kaiser nach Jerusalem ziehe. —

Die heilige Stadt war indessen kraft des zwischen dem Kaiser und dem Sultan abgeschlossenen Friedensvertrages dem Kreutzheere übergeben worden, Imams und Herolde riefen die Bedingungen vor den Pforten des Tempels aus, und Seldschucken und Christen freuten sich heute der Freundschaft ihrer Herrscher, sowie der wechselseitigen Glaubensduldung; die Verwünschungen einiger orthodoxer Fanatiker unter den Ersteren und die heimlichen Verdächtigungen und Verketzerungen durch eine Menge von dem Patriarchen angestifteter Bettelmönche verschwanden im Jubel der allgemeinen Stimmung.

Da die Reise des Kaisers nach Jerusalem wegen Manadorens Leiden nur langsam fortgesetzt werden konnte, so steigerte sich des Patri-

archen Spannung. Endlich kam ihm ein ausgesendeter Kundschafter zurück, welcher ihm Nachricht von der nahen Ankunft des Kaisers, doch keine von den Tempelherrn brachte. Der Patriarch beschloß, in der Voraussetzung, daß die Verräther des Kaisers Fährde verfehlt hätten, diesem entgegenzugehen und dessen Gesinnungen zu erforschen. Eine halbe Tagereise vor Jerusalem traf er den Kaiser und begrüßte ihn mit heuchlerischer Freude, indem er zugleich der Christenheit zu dem großen Werke Glück wünschte, welches durch Friedrich's Weisheit vollbracht sei, zu der unblutigen Erwerbung des heiligen Landes. — Friedrich erwiederte ihm in gleicher Weise; doch nicht lange vermochte er die Maske vor dem Gesichte zu behalten; er führte den falschen Priester etwas bei Seite und sprach mit der Ruhe der Majestät: „Des Kaisers Gewalt, Patriarch, ist zu erhaben, als daß Meuchelei an sie hinanreichen könnte. Wollt Ihr, wie jener

Thor, das Meer mit Ketten binden? Meint Ihr die Sonne zu durchbohren, wenn Ihr Mittags einen vergifteten Pfeil nach ihr senkrecht emporschießt? Springt bei Seite, denn er fällt nieder und könnte Euer eigenes Haupt treffen!"

Der Patriarch war frech genug, den Unwissenden spielen und unbefangen reden zu wollen. Der Kaiser aber beachtete ihn nicht, sondern ließ plötzlich den schmählich mit Stricken gebundenen Tempelherrn vor des Doppelzünglers Antlitz stellen. Da erbleichte dies, und die beredte Zunge war mit einem Male erstarrt. Der Kaiser zog nun seinen Dolch und zerschnitt damit die Stricke des Templers. „Fort!" rief er dann zu dem Befreiten, welcher dem Patriarchen einen Blick voll Haß und Wuth zuwerfend, enteilte. Der Kaiser schwieg einige Sekunden lang; als aber der Patriarch versuchen wollte, eine Rechtfertigung zu stammeln, sprach jener: „Ein neues Reich gewann ich, darum sei das erste, was ich,

auf meinem neuen Grund und Boden stehend, übe: Gnade! — Was geschah, ich will's nicht wissen; begraben ist's mit jenen, deren Loose einzig dieser dort entrann."

Die Worte „einzig dieser" brannten wie neue Hoffnungssterne in des Patriarchen nächtiger Brust, die nicht von Dankbarkeit gegen des Kaisers Großmuth, sondern nur von Rachlust erfüllt war; er konnte es nicht ertragen, der hochmüthige, nach Alleinherrschaft trachtende Prälat, daß ein Feind ihn durch Gnade beschämte. Doch barg er seine Wuth. Im Nu war sein Plan fertig, und mühsam bezwang er sich, daß er vor Schadenfreude nicht laut aufjauchzte.

„Der Herr sprach mit dem Knecht," fuhr der Kaiser fort, — dann im mildern Tone: „Morgen ziehe ich festlich ein in die heilige Stadt, und werde im Tempel die Krone empfangen. Ihr wisset, was Euch obliegen wird als Diener der Kirche."

„Ich weiß!" bestätigte der Prälat doppeldeutig, Demuth heuchelnd.

Heinrich beobachtete ihn scharf, Kaf grollte über des Herrschers Milde, die ihm nur wie Schwäche erschien, streckte ein Feigenblatt hin, von dem Baume gebrochen, unter dem Nicolaus begraben lag. „Ein Feigenblatt für Mannhaftigkeit!" brummte der wilde Eunuch, „Großmuth ist Mangel an Muth!"

Der Patriarch entfernte sich bald, um, wie er sagte, der Stadt die freudige Nachricht von des Kaisers Ankunft zu bringen, und Anstalten zur Krönung für morgen zu treffen.

Der Kaiser fühlte, daß er jetzt keinen Tag damit zu säumen habe, wenn er nicht die allgemeine Begeisterung erkalten lassen wollte, welche für die von ihm zu bestellende Ordnung des neuen Reiches Jerusalem bessere Gewähr leisten würde, als alle Versicherungen der selbstsüchtigen und treulosen Kirchenfürsten des Orients. Mitten

im Begeisterungsjubel des Volkes wollte er das gelobte Land verlassen, um unerwartet die Anmaßungen des Papstes in ihre Schranken zurückzuweisen und die Furcht vor dem kaiserlichen Namen in der Heimath wiederherzustellen.

Manadora, noch immer an ihrer Wunde darniederliegend, verwünschte diese Hast. Ihre Liebe war mit ihrem Ehrgeiz eins geworden; ja schon war der letztere das Licht, das die erstere als Schatten warf. Stilles Glück kam ihr bettelhaft vor, das Volk, das sie, als sie an's Land gestiegen, als Kaiserin begrüßt, mußte sie zur Königin gekrönt sehn. Gleichwohl sprach sie dies verwegene Trachten gegen Friedrich nicht aus; sie konnte sich die Erfüllung ihres geheimen Hoffens und Verlangens nicht anders denn als so nothwendig und so natürlich denken, wie der Lenz auf den Winter folgt. Auch war sie stolz genug, Gedanken, die der Spiegel der ihrigen waren, in Friedrich's Seele vorauszusetzen.

Bitte, Liebeständelei, Kuß, alles umsonst, um Friedrich, welcher ihres Verlangens stolzen Grund nicht ahnte, zum Aufschube der Krönung zu vermögen. Und als sie ihn endlich fragte: „Bist Du denn plötzlich geistig blind, Friedrich? Siehst Du mich nicht mehr? Leb' ich Dir nimmer?" — da wand Friedrich sich zum erstenmal verstimmt aus ihren Liebkosungen los und suchte die Einsamkeit. — Die Liebe, ein so holdes Göttergeschenk wie die Dichtkunst, die Stunden der Muße zu verschönen, erschien ihm nun, da seine Seele gewaltiger Thaten voll war, kleinlich; mit bestem Willen vermochte er die schwellende Größe seines Geistes, den mächtigen Thatendrang nicht in so engen Raum zu bannen. Nicht bloß die Krönung in Jerusalem, — der Papst stand schon vor seinem Geiste, er dachte an Neapel und die neue Gesittung Apuliens und Siciliens, an die Blüthe der Hochschule, die er gestiftet, an die Gesetzgebung, die er ein-

geführt, an Deutschlands Verwaltung, an der Lombarden Trotz, er erwog, im Vorgefühl eines Sieges über den Papst, ob er diesen dann nicht durch Großmuth beschämen, durch moralische Kraft zum Freunde sich machen könne? Er dachte an den Glanz und ewigen Bestand seines Stammes, — und neben allen diesen Plänen stand nun ein Weib, das ihn mit hunderterlei kleinen Künsten, wie Liebe sie lehrt, von Moment nur an Moment ketten wollte, das vor dem nächsten (so wähnte er, so wenig kannte er sie) schon zitterte. So mußte sie ihm, weil unbedeutend erscheinend, — gleichgültig werden.

In der Nacht vor der Krönung wachte er an Manadorens Bette, deren Wundfieber durch den Schmerz: sich von ihm vernachlässigt zu sehen, wieder zurückgekehrt war. Er saß, seinen Plänen nachsinnend, schweigend vor ihr; in ihr stillte sich die Aufregung der Leidenschaft; schien doch die bloße Anwesenheit des Geliebten ihr

ein günstig Zeichen. Ja sie wähnte in ihrem Stolze, daß Friedrich sie am nächsten Morgen mit einer Krone wecken werde. Und in diesem Wahne vergaß sie wieder über der Liebe beinahe den Glanz.

Des Morgens aber, als sie sanft eingeschlummert war, stahl Friedrich sich leise von ihrer Seite, und bestieg, sein Herz in freien Höhen auszuweiten, die Davidsburg.

VIII.

Zwei und vierzig Jahre, nachdem Jerusalem in die Hand Saladins gefallen war, am siebenzehnten März 1229 zog Friedrich festlich durch die Straßen dieser heiligen Stadt, welche der Christenheit nun wieder gewonnen war. Ihn umgaben die Erzbischöfe von Palermo und Capua und die Treuesten seines Heeres; die Deutschen, dem Triumphe des Hohenstaufen zujauchzend, unbekümmert um den Scheelblick der Ritterorden, um die zweideutigen Gesichter der Be=

nezianer, welche zwischen der Freundschaft des Papstes und der des Kaisers schwankten, — um die Zischeleien der Bettelmönche, welche den einheimischen Christen so wie den Pilgern unaufhörlich in Erinnerung brachten, daß der Kaiser noch immer vom Banne belastet sei. Nichts desto weniger war die Begeisterung des Volkes und des Kreutzheeres über den Wiederbesitz des heiligen Landes so ungeheuer, daß die Feinde des Kaisers eine offene Beleidigung seines Ansehens an diesem Tage vermeiden mußten. Der Patriarch konnte sogar nicht umhin, in feierlichen Umzügen sich mit allen Suffraganbischöfen nach den Kirchen des heiligen Grabes und der Auferstehung, nach dem Tempel und den übrigen Gnadenorten zu begeben, um dieselben, welche durch den langen Besitz der Ungläubigen profanirt worden waren, durch Besprengung mit Weihwasser und Segenspruch, bei Psalmenschall für den Cultus des wahren Glaubens wieder

einzuweihen. Der Kaiser war indessen mitten im Triumphzuge schon thätig für sein neues Reich. Seinem scharfen Auge entging keine Stelle der Mauer, kein zur Vertheidigung geeigneter Platz, kein schadhafter verfallender Thurm, ohne daß er zu Befestigung, Ausbesserung oder Wiederherstellung seinen nächsten Begleitern sogleich die nöthigen Befehle ertheilte, während lauter, betäubender Freudenruf ihn umtönte. Manadora saß während dessen unter seidenem Baldachine auf einer der höchsten Zinnen Jerusalems, wohin sie sich hatte tragen lassen, dem freudigen Schauspiele von Straße zu Straße mit Blicken folgend; aller Jubel, welcher dem Kaiser galt, schwellte ihren Busen in süßer, fast herzbrechender Wollust des Stolzes, als empfinge sie den Tribut der Huldigung; die Zinne war ihr ungeheurer Thronsitz, unter welchem Völker klein, fast dem Auge unkennbar, dahinwandelten.

Am andern Tage betrat der Kaiser, umgeben von den Erzbischöfen, von dem edlen Herrmann von Salza, dem Deutschmeister, und von den ersten Fürsten und Baronen, die Kirche des heiligen Grabes, nachdem der Gottesdienst darin beendet war, welchem er aus freien Stücken nicht beigewohnt hatte, um kein Aergerniß zu geben, da er noch im Banne war; den Fürsten und Herren nach wälzten sich die Schaaren des Volkes, des Heeres und der Pilger; dicht an einander gepreßt Kopf an Kopf in der Kirche, an den Wänden stand einer auf des andern Schultern, die Säulen waren statt mit Blumengewinden umklammert von Frommen und Neugierigen, auf den Flügeln der Pforten, auf den Simsen saßen welche, vor den Thoren selbst war jeder Fußbreit Boden besetzt, jede Erhöhung trug Menschensaat. Ausgeglichen waren alle Unterschiede der Stände, friedlich zwischen Christen waren Mohamedaner und Juden eingeklemmt, kein

Niederer machte dem Höheren, kein Laie dem Geistlichen bereitwillig Platz, jeder sorgte nur für sich selbst, so viel als möglich von dem Anblick zu erhaschen.

Manadora, welche noch immer ihre geheime Hoffnung nährte, wurde ungeduldig, da Friedrich sie nicht abholte, und beschloß denn, sich in ihrer Sänfte in die Kirche des heiligen Grabes tragen zu lassen. Sie gerieth schon unterwegs und dann im Vorhofe in's undurchdringliche Gewühl, niemand machte ihr Platz. Die stolze Frau, von Kindheit an verwöhnt, da jeder ihrer Wünsche unbedingt Gebot gewesen war, da später Friedrich jedes Verlangen der Geliebten hatte vollstrecken lassen, noch überdies schwach von des Fiebers Nachwehen und reizbar, erbebte jetzt vor Zorn. „Des Kaisers Gattin!" Dies laut über alle bis an sein Herz zu rufen, drängte es sie wie im Traum und Fiebergluth. — — Doch wie eine Mauer stand das Volk. Kein

Haupt nickte, kein Fuß wich, kein Auge beachtete sie. Da fühlte sie's furchtbar, daß sie bis heute sich selbst betrogen, daß sie nichts galt, daß ihre Liebe kein Zauber mehr war. Vergessen — an diesem Tage! — Und von ihm, das war mehr, als von einem ganzen Volke! Von ihm, dessen Krone sie zu theilen gehofft! In ihrem Herzen wühlte — wußte sie selbst was von beiden? — Schmerz oder Haß? Eine dünne Rinde brach ein, die sie für Urfels gehalten; sie sank, immer tiefer, — immer dunkler ward's um ihr Auge. So schlaget zusammen über dem Scheitel, rollende Sandwände, und begrabt die Vergessene!

Indessen hatte der Kaiser an dem heiligen Grabe still gebetet. Als er sich wieder erhoben, sandte er die Blicke nach allen Seiten, und bald rief der Deutschmeister, Herrmann von Salza, im Namen des Kaisers mit lauter Stimme: „Patriarch von Jerusalem, tritt an den Altar,

Deine Pflicht zu erfüllen, und dem römischen Kaiser die Krone der heiligen Stadt auf's Haupt zu setzen."

Aber weder der Patriarch Gerold, noch irgend einer von den Suffraganbischöfen zeigte sich, um diese Handlung zu vollziehen. Da trat der Kaiser im erhabenen Bewußtsein seiner höchsten Machtvollkommenheit an den Altar, auf welchem die Krone Zions lag, nahm sie, setzte selbst sie sich auf's Haupt und sprach mit starker Stimme:

„So löse ich das Gelübde, was ich freiwillig im Dome zu Aachen einst übernahm. Sei Du mein Zeuge, göttlicher Erlöser, dessen Leichnam diese Stätte heiligte. Nicht meine Schuld ist es, daß ich nicht früher meinen Eid gelöst. Du, der einst wiederkommen wird, zu richten die Lebendigen und Todten, Du sahest in mein Herz, sahst drin, daß ich von der ersten Stunde des Beschlusses an treu

und rein gewollt, was ich erst heute vollbracht. — Hätte Dein Stellvertreter auf Erden, der heilige Vater in Rom, mein Herz gekannt wie Du, nimmer würde er zürnend ob der Verzögerung, mich mit Anklagen verfolgt haben, deren Ungrund jetzt vor Aller Blicken offen liegt. Im Bewußtsein meines reinen Willens, und durch die vollbrachte That vor den Königen und Völkern der Christenheit gerechtfertigt, vergebe ich ihm, was er, der Mensch, mir, dem Menschen, Unrecht zugefügt, an dieser heiligen Stelle. Friede und Liebe ist meine Loosung, und für dies Gottesreich gilt mein Königswerben."

Nachdem der Kaiser geendet, verlas Herrmann von Salza eine deutsche Rede, welche den Inhalt jener Worte wiederholte, und drei andre Edle lasen sie in lateinischer, in welscher und in französischer Sprache. Der Jubel des Volkes schien kein Ende zu nehmen. Da trat plötzlich

aus der Sakristei der Erzbischof von Cäsarea hervor und erhob also die Stimme:

„Im Namen der heiligen Kirche und des Patriarchen von Zion! Bann und Interdikt sei auf diesem heiligen Orte, und auf allen Gnadenörtern des gelobten Landes! Denn, der sich König von Zion nennt, lag im Bann, da er ungerechterweise die Krone sich selbst auf's Haupt setzte, und der Friede, mit welchem er gleißet, ist Schmach für den christlichen Namen. Ohne geistlichen Rath ward ein gottloses Bündniß mit Ungläubigen geschlossen, und Ungläubige sollen, so will's dieser undankbare Sohn der Kirche, mit gleichem Rechte wie Christen die Wallfahrtsorte und den Tempel besuchen, sie entweihen dürfen. Höre auf zu jubeln, bethörtes Volk, flieh aus diesen entweihten Räumen, flieh aus der verpestenden Nähe des Gottverhaßten!....“

Schwerter rasseln. Dumpfes Gemurmel des Zornes gegen den verwegenen Eiferer. Die Deut-

schen vermögen kaum, sich länger zu meistern, und schauen fragend zu ihrem Herrn, dem Kaiser hinan. Dieser steht lächelnd in erhabener Ruhe, hebt kaum merklich die Wimpern, und beugt leise, seinen Treuen zum Zeichen, das schöne Haupt stolz zurück. Der Erzbischof fährt um so eifriger fort:

„Bann und Interdikt werf' ich als Bahrtuch über das Reich Jerusalem. Die Altäre entkleid' ich ihrer Zierden, die Kreutze und Bilder sollen trauern, die Glocken verstummen, alle verhüllt, um den Gräuel nicht zu schauen und weiterzukünden. Kein Meßopfer wird sein, keine Taufe vollzogen, kein Sterbender getröstet werden, der Todte werde ohne Segen verscharrt, und die Hochzeit ohne Segen auf dem Kirchhof begangen. So spricht die heilige Kirche. Fragst Du, o Volk, weshalb Du die Strafe büßest? Du leidest sie um des einzigen Gottlosen willen, der Dich mit eisernen Ruthen schlägt."

Dumpfes Entsetzen faßt in allen Herzen, da

der Kirchenfürst zu Ende gesprochen, von Lippe zu Lippe ward die Anklage weiter geflüstert. Draußen vor dem Thore der Kirche klang ein leiser, heiserer Schrei. Manadora war's aus deren Brust er fuhr. Gottes Gericht wetterleuchtete vor ihren Blicken über Friedrich. Vergessen sein — tiefe Nacht! Bann und Interdikt, helle Blitzstrahlen drin, zeigten — auf eine Sekunde — Gestalten in der Tiefe, lockende, lauernde. Sie hörte ein Lachen, — scholl's aus der Tiefe? — Horch! — Alles vorbei. — Statt der flüchtigen Erscheinung jetzt nur wüstes Brausen übrig, ein zuckender Schmerz im Haupte, wie dumpfes Hämmern; — jetzt sank sie bewußtlos in die Arme Gülnarens und Kaf's, die Hände krampfhaft gefaltet.

Die Venezianer, die Pisaner, die Genuesen stehen unschlüßig. Die Deutschen aber reißen, auf's äußerste gebracht, die Schwerter vollends aus den Scheiden und dringen auf den Erzbi-

schof ein; doch die Rechte zum Schutze vor jeder Beleidigung über den trotzigen Erzbischof ausstrekkend, tritt ihnen der Kaiser einen Schritt näher.

„Zurück! Achtet die Würde, welche den Erzbischof umgibt!" — Jetzt wendet er sich zu diesem mit den Worten: „Seht diese heiligen Orte. Seht dies Volk, welches jubelnd herbeigeeilt ist, um an denselben zu beten. Gönnt ihm die Freudigkeit des Glaubens. Gebet diese endlich befreiten heiligen Stätten durch das Interdikt nicht auf's neue allem Elende Preis, welches seit langen Jahren auf ihnen gelastet hat. Nehmet zurück das Wort, das mich nicht erschüttert, wohl aber die Herzen von Tausenden unglücklich macht, — nehmt es zurück, und vergessen will ich, ob Ihr die Majestät beleidigt habt!"

Starr wie ein Fels stand der Kirchenfürst im gesättigten Stolze seiner geistlichen Macht dem Kaiser gegenüber und zog die Hand zu-

rück, als der Kaiser die seinige darnach ausstreckte.

Auf's neue sausten die Schwerter der Deutschen gegen den Beleidiger, auf's neue streckte der Kaiser, wiewohl ihm die Augen vor Zorn funkelten, die Hand zum Schutze über ihn aus, und rief: „Zurück von ihm! Achtet, wie ich, am Feinde den Muth! Er sprach mir in's Antlitz, während der Patriarch zu der Schmach seiner Treulosigkeit noch die der Feigheit hinzufügt, indem er's nicht wagt, selbst den Bann mir zu künden und die — Lügen dazu!"

Unmuthig stießen die Deutschen ihre breiten Klingen in die Scheiden zurück. Friedrich hob, mit Adlerblicken die unzählbare Menge überblickend, an: „Die Wahrheit gilt's! Sie kommt an den Tag! Alles geb' ich freudig hin, der Christenheit den Segen des Friedens zu erhalten, alles — mein Leben selbst — nur die Ehre nicht! Ist's nöthig, mich zu rechtfertigen?

Was ist's, das der heilige Vater mir zum Verbrechen anrechnet? Bevor ich den Kreutzzug begann, rechnete er mir als Schuld an, daß Kriege, Empörungen in meinen Erblanden mich an der Erfüllung meines Gelübdes hinderten. Als ich aber mich einschiffte und von schwerer Krankheit gezwungen ward, umzukehren, — da war meine Krankheit mein Verbrechen; weil ich auf den Tod lag, sprach er über mich den Bann. Als ich hierauf, genesen, bemüht war, das unfreiwillig Versäumte nachzuholen, ward mir als Schuld angerechnet, das ich erfüllte, dessen Nichterfüllung mich in den Bann gebracht. Worüber soll ich mich also rechtfertigen? Wollt' ich's auch, wo wär' das Gericht, vor welchem ich's dürfte? Nicht vor Geistlichen, nicht vor Königen, vor Gott allein ist's, daß ein Römischer Kaiser Rechenschaft abzulegen hat, denn nicht von Menschenhand, von Gott selber kommt ihm die Majestät."

„Du läugnest der Kirche göttliche Machtvollkommenheit!“

„Die Kirche erkenn’ ich an, doch darum nicht die Tugend und Gerechtigkeit eines jeden von ihren Dienern. Dankt mir die Kirche, wenn ich über letztere schweige, da ich doch reden könnte? — Nichts weiter, Erzbischof! Dies wenigstens mögen alle hier wissen: daß, während ich hier in Palästina zum Nutzen und Frommen der Christenheit thätig war, der heilige Vater von Rom aus einen Kreutzzug aussandte, nicht gegen Heiden, sondern gegen mich, der jetzt am Grabe des Heilands steht. Mein Land wird verwüstet, meine Unterthanen werden beraubt und gemordet, meine festen Schlösser werden berannt. So handelt der Statthalter Christi an mir! Dennoch glaub’ ich, daß nur falscher Rath derer, welche durch die Zwietracht der Gewaltigen selbst zu einiger Herrschaft zu gelangen hoffen, ihn dazu verleitet hat. Wenn Kaiser und Papst

sich zürnend begegnen, so ist's ein Riß, der die Erde bis in ihre Grundfeste hinabspaltet, und aus den Höhlen kriecht manche Schlange an's Licht des Tages herauf. Geht, Erzbischof, mein Kaiserwort zum Pfand: Ungefährdet und frei!" Und als der Erzbischof zögerte, — fügt er zornentbrannt rasch dazu: „Fort! Rebell, aus des Königs Blicken!" — Hierauf wieder ruhig zu dem versammelten Volke: „Nicht länger dulde ich's, daß dieser Zwiespalt, an dem ich unschuldig bin, den Frieden der Völker trübe. Ich selbst werd' ihn schlichten. Durch Verständniß des Wortes oder der That muß die Wahrheit an den Tag kommen. — Doch bevor ich scheide, gedenke jeder Priester und Ritter, daß niemand hier herrscht, als ich! An diesem Orte beginnt mein Gericht; dank' es jeder der Heiligkeit des Grabes, daß die Gnade, die von diesem ausströmt, meine schon zur Vollstreckung gehobene Hand aufhält. Ich weiß, wer mir widerstrebt, — weh'

dem, der es fürder noch wagt. — Wo ich herrsche, gilt kein Freibrief mehr, gilt einzig Gerechtigkeit, ohne Unterschied für alle, — sei kein Kriegsheer, als welches auf mein Feldgeschrei höret. — Merket es Euch, Ihr, die Ihr der christlichen Demuth so völlig vergessen, daß Ihr eher Tyrannen als geistlichen Rittern gleichet, Ihr trotzigen Hospitaliter, Ihr — meuterischen Tempelherren!"

Bei dieser Drohung schüttelten sich vor Grimm in ihren Waffen die Ordensritter, ihrer bisherigen Unabhängigkeit gedenkend und pochend auf den Schutz der Kirche. Einzelne Stimmen wurden murrend laut; Bettelmönche, überall zerstreut, schürten die Aufregung, mancher heimliche Welfe unter Heer und Pilgern rief ohne Scheu den Widerspänstigen Beifall zu. Wie hohles Brausen der See bei Sturmesnähe wächst das dumpfe Getose. Wetterwolken ziehen über des Kaisers Stirne. „Wir werden, was

unser ist, nicht lassen!" ruft einer der Keckſten von den Templern. „Wir waren's, die Jahre lang auf dieſem Boden kämpften."

„Sollen Knechte ſein?" ein anderer.

„Unſre Schlöſſer herausgeben?"

„Lieber des Sultans Dienſt!"

„Beim Alten vom Berge, — wir knechten nicht. Fort, fremde Gewalt! Schwerter gibt's noch!" —

Da ſtößt der Kaiſer mit dem ſeinigen ſo gewaltig auf die Stufen des Altares, daß die Kuppeln der Kirche vom Widerhall dröhnen, und für einen Augenblick alles verſtummt. Doch raſch bricht der Templer Trotz wieder los. Schon ſuchen ſie ſich näher an den Kaiſer heranzudrängen, ihn in ihre Gewalt zu bekommen, ihm Bedingungen abzunöthigen. Da halten ſich die Deutſchen, den böſen Vorſatz merkend, nicht länger. Und wie der erſte Templer mit der Rechten drohend nach dem Griffe des Schwer-

tes fährt, blitzen schon alle deutschen Klingen zum Schutz des Kaisers. Umsonst winkt dieser, er bedürfe, durch die Heiligkeit des Ortes und durch sich selbst genugsam geschützt, ihres Beistandes nicht. Das Getümmel wächst. Schreiend drängt sich das waffenlose Volk durch die Pforten. Mancher wird erdrückt, Bettelmönche verkünden von Säulen, Altären herab, verkünden draußen, im Gedränge auf die Schultern eines dahin sich wälzenden Volkshaufens behende sich schwingend, auf's neue Bann und Interdikt. Den Templern geht es drinnen an's Leben. Diese wilden deutschen Gesichter mit den Schrammen auf den Stirnen geben keinen Pardon, diese deutschen Fäuste lassen den nicht mehr los, der sich gegen einen Waiblinger auflehnt. Noch immer ist der Raum zum Fechten fast zu eng, — groß genug zum Metzeln.

Umsonst des Kaisers Ruf, den heiligen Ort

nicht zu entweihen. Schon fließt Blut, schon wogt das Mordgetümmel hierhin, dorthin. Der Erzbischof sieht mit Behagen aus sicherem Asyle das Gemetzel, das Templer und Kaiserliche, zwei Feinde, mit einem Male aufreibt. Da schwingt der Kaiser das Schwert, entschlossen dem Blutvergießen ein Ende zu machen, und kostete es sein eigen Blut. So wirft er sich mitten in das Gewühl der Fechtenden, deren Wuth bei dem Anblick des erhabenen Herrschers stockt, wie er die Wogen des Kampfes durchbricht. Erstarrend zu beiden Reihen bilden sie, unwillkührlich vor Ehrfurcht zurückweichend, eine Gasse für ihn. „Beim Tode des Erlösers!" ruft er, den günstigen Augenblick benutzend, mit Donnerstimme, „fort mit den blutbefleckten Waffen aus dem Heiligthume, dessen befleckte Wände über Euch einstürzen!" Und ruhig, langsam schreitet er nun hindurch; den Erzbischöfen von Palermo und Capua, dem Deutschmeister und

seinen andern Freunden, welche ihm folgen, gelingt es, die Aufregung vollends zu beschwichtigen. —

Am andern Tage aber hielt der Kaiser, vor den Pforten des Tempels sitzend, strenges Gericht und verkündete Gesetze für sein neues Reich. Alle Priester, welche, um dem Zorne des Papstes und des Patriarchen zu schmeicheln, von den Kanzeln herab das Ansehen des Kaisers verunglimpften, sollten zur Stelle aus den Kirchen verjagt, die Bettelmönche, welche in heimlichen Aufreizungen des Volkes nicht abließen, körperlich gezüchtigt werden wie gemeine Verbrecher. Alle Kirchen und Thürme sollten, wie schon während des festlichen Einzuges beschlossen worden, hergestellt, befestiget und mit dem Kaiser treu ergebenen Kriegern zur Vertheidigung gegen die unabhängigkeitslustigen geistlichen Orden und gegen die Kirchenfürsten besetzt werden; nur wenn der König oder sein Statthalter aus-

drücklich es gestatte, dürfte ein Templer die Stadt betreten oder verlassen. Zugleich bestellte der Kaiser, da es ihm wichtig und dringend schien, unerwartet in Apulien aufzutreten, für die Zeit seiner Abwesenheit vom Königreiche Jerusalem, seinen Marschall Richard als Statthalter.

Indessen der Kaiser solchergestalt des Reiches Geschäfte beschickte, lag Manadora krank in einem stillen Gemache der kaiserlichen Wohnung. Ein heftiges Fieber, die Folge rastlos wechselnder Leidenschaften, des Sturzes vom kühnsten Hoffen und Begehren in die tiefste Demüthigung des Vergessenseins, wüthete gegen ihren körperlichen und seelischen Organismus, von dem Augenblicke an, da Friedrich sie nicht vermißte. Der Ausruf des Bannes und Interdiktes tönte wie höllische Versuchung in ihre Verschlossenheit hinein und schuf eine neue Welt aus dem Abgrunde. Die Krankheit hütete alle neuen Keime,

schirmte sie durch eine Schlauheit, wie kein Gesunder sie aufrecht halten kann, gegen jeden fremden Blick; das Fieber zeitigte ihren Willen; theilnahmlos für fast alle Eindrücke der Außenwelt war ihr Geist von dämonischen Träumen umstrickt, in welchen er frei und tyrannisch dastand, in jedem Traumbild zitterte ein Streiflicht: Rache. In lichten Zwischenräumen pulsirten solche Empfindungen nach; dann raffte sie alle Kraft ihres Geistes zusammen, um die Trümmerreste der Träume zu sammeln und wieder aufzubauen, — behielt so viel Herrschaft über sich selbst, daß sie mit keinem Laute, mit keiner Miene ihre Umgebungen die Kämpfe in ihrer Seele errathen ließ; diese Geisteskraft, durch welche sie sich selbst belauerte und beherrschte, ging, durch Wiederkehren und durch Angewöhnung gestählt, aus den Stunden des Wachens sogar in die der Fieberkrisen über, so daß sie allen ein Räthsel erschien. Mit einer

Selbstbeherrschung, welche Alle täuschte, erkundigte sie sich nach Friedrich, indeß sie wohl bemerkte, daß er, so oft sie aus ihren Träumen erwachte, nur selten an ihrem Lager stand. Kam er, so zeigte sie die volle Zärtlichkeit, wie sonst, ob ihr das Herz auch blutete, wenn sie bemerkte, daß er nur wie aus Schicklichkeit kam, daß seine Gedanken nicht bei ihr weilten. — Diese zwei Naturen paßten nicht für einander; Friedrich konnte sich nur im steten Erweitern seines Wirkens, — Manadora nur dann glücklich fühlen, wenn sie diesen stets in die Zukunft thätig hinausreichenden Charakter immer enger und enger in sich zog und zu ihrem ausschließlichen Besitz machte. Die sanfte Gülnare war ihr unleidlich. — Der erste Anlaß war der, wenn auch nur falsche Verdacht der Eifersucht, daß sie Friedrich's Herz ihr erkältete; und doch war die Schuld nur Manadorens: Gülnare aber pflegte wie eine Schwester die Kranke; keine

Laune, war manche auch grausam, machte die schöne Sclavin in ihrer Liebespflicht irre. — Kaf beobachtete seine Herrin eifrig; — ihm allein dünkte nicht alles an ihrem Wesen wie sonst, doch sein Grübeln half ihm lange auf keine Spur; doch genug war's, ihn zu empören, daß er des Kaisers wachsende Gleichgültigkeit von Manadoren mit gleichbleibender Zärtlichkeit vergolten sah. An nichts auf Erden als an sie war er ja gebunden, sein Benehmen gegen jeden andern richtete sich nur nach Manadorens Gefallen und Vortheil; und so war ihm die ganze Zeit über, in welcher Manadora sich ächt weiblich dem Geliebten hingegeben, unbehaglich gewesen, hatte ihn die Zwecklosigkeit, die bloße Gelegentlichkeit seines Daseins angeekelt; heimlich erwünscht kam ihm nun eine Trennung Manadorens von Friedrich, wodurch für jene und für ihn ein neues Leben aufgehen müsse, das sie und ihn über das gewöhnliche Treiben der Men-

schen emporhebe; nach einem solchen Standpunkt hinan zu klettern, reizte ihn eine Art von geistigem Instinkt. Hatte er nicht ein Recht, Mannsthum zu hassen, alle, außer ihm und ihr, wie geborne Feinde zu betrachten? Er, der Eunuch! — das Wesen aber, durch dessen Leben seine eigene Lebensthätigkeit in Spannkraft und Bewegung erhalten wurde, — war eine Art seinesgleichen, — ein Weib!

Ihre Krankheit, durch die Kämpfe der Seele gesteigert, fing an, den Kaiser besorgt zu machen, zumal da ihm Kaf eröffnet hatte, er vertraue seiner eigenen Kunst nicht mehr völlig, und um die Zuziehung anderer Aerzte bat. Manadoren entging diese Fürsorge nicht, doch dankte sie nicht dafür, denn Friedrich, so fürstliche Belohnungen er auch den Aerzten verhieß, so angelegentlich er jedesmal, wenn er bei ihr war, den Aerzten und Wärtern Sorgsamkeit für die Kranke zur Pflicht machte, so zart er sich gegen diese selbst benahm,

— kam doch nicht öfter als sonst; andere Gedanken zogen ihn jedesmal bald wieder vom Krankenbette fort. Sie hielt ihn nie, weder mit einem Worte, noch mit einem Blicke; sie litt um so mehr; jetzt, da sich ihr Herz freiwillig ganz von ihm losgerissen, verscheuchte der volle Schmerz um die verlorne Liebe für kurze Zeit die Kränkung ihres Ehrgeizes. Aber in ihren Fieberträumen wurzelte der neue Keim ihres Lebens, die Rache. Einer von den Aerzten, die mit der Wache an ihrem Lager abwechselten, erlauerte das erste Symptom dieses inneren Triebes, den sie, wenn sie bei Bewußtsein war, so sorgfältig verhüllte. Dieser Arzt war ein heimlich Werkzeug des Patriarchen, welcher immer noch auf Manadora sein Augenmerk richtete, indem er, von einer dunklen Ahnung getrieben, in ihr das Mittel zur Erreichung seines Zweckes zu finden nicht aufgab, obwohl ihm die Art und Weise, wie letzterer zu erreichen sei, noch nicht deutlich war. Der Arzt war — ein

Priester, und verfolgte, listig und gewandt, seine Aufgabe mit Scharfblick und Ausdauer. Aus einzelnen, der Kranken vom Fieber ausgepreßten Worten, die er sich sorgsam zusammenstellte, erkannte er bald, daß sie ihren Gemüthszustand verstellte, und arbeitete, ohne daß die stolze Frau seine Absicht merkte, sich in ihr Vertrauen hinein. Während er sich den Anschein gab, als stehe er außer allen Beziehungen zu den Welthändeln, hatte er vor ihrem Geiste allmälig ein vollständiges Rundgemälde der Verhältnisse abgerollt, in welchen Kaiser und Papst sich gegenüberstanden, und ihr die Fernsicht nicht geradezu gezeigt, doch — offen gelassen, worin auch der von dem Kaiser als unbedeutend Uebersehene durch Anschluß an die Interessen der Kirche den Grund unter des Kaisers Füßen untergraben und dessen Sturz bewirken konnte. Solche absichtslos scheinende Hindeutungen brachten in Manadoren allmälig zu Lebenswärme und Be=

wußtsein, was nur als dunkele, verworrene Ahnung in ihr gelegen. Es war etwas Gewisses, Leibhaftes, was sie vor sich sah, und mit ängstlicher Hast hielt sie sich daran, um unseligem Schwanken nicht zu erliegen. Schon träumte sie dem Tage entgegen, an welchem Männer sich vor ihr beugen, an welchem sie einen Triumph feiern kann, sie — die Vergessene! — Kaf beobachtete indessen den Späher, der, so gut er sich verstellte, doch dem Instinkte des Eunuchen nicht entronnen war.

Dessenungeachtet behauptete Manadora mit starker Willenskraft den Anschein ihres vorigen Wesens fort; und so äußerlich unverändert traf der Kaiser seine Geliebte. Sie hatte sich ziemlich erholt; der Glaube, daß sie jetzt die Bestimmtheit ihres Wollens wieder gewonnen habe, war wirksamer als jede Arznei gewesen. Der Kaiser zeigte, als er zu ihr trat und ihre

Hand faßte, eine ernstere Stirne, als seit lange; Mitleid gegen sie preßte ihm das Herz.

„Ich komme zu Dir, um zu scheiden," sprach er zu ihr; „doch scheide ich mit leichterem Herzen, da ich Dich als Genesende zurücklasse."

„Weh mir!" erwiederte sie, „Du gehst? Dann nimmst Du mir jede Hoffnung auf das Leben."

„Bleibt uns nicht die des Wiedersehens? — — — O laß uns rasch scheiden, Geliebte! — Das Schicksal fordert mich. Ein Feiger wäre ich, wollte ich zaudern!"

„Und keine Stimme des Schicksals hörst Du aus meinem Munde?" fragte sie ernst, scharf betont; sie wähnte sich überzeugt, daß sie ihn hasse, ihn verderben müsse. Mit denselben Lippen fragte sie's, die sich so oft in göttlicher Raserei an die seinigen festgesaugt, und Wahnsinn war auch jetzt ihre doppelzüngige Arglist; denn nur um so heißer liebte sie ihn, da sie zu has-

sen, ihm zu drohen wähnte! — Dieselben Augen sahen ihn ja an, in denen er so oft den einzig sicheren Himmel gesehen, der Sterblichen verheißen sei. Friedrich war mächtig bewegt, es that ihm wehe, die duftige Wunderblume von seinem Herzen weglegen zu müssen. „O Manadora," sprach er, — „der Kampf, in den ich gehe, führt zu ewigem Ruhme oder tiefem Sturz; ich sehe sein Ende nicht ab.

Sein Blick traf jetzt den Arzt, der in einer Ecke stand. „Gut, Meister, daß ich Euch hier finde"; unterbrach er sich selbst, „ich bin Euch zu großem Danke verpflichtet, Ihr habt mir ein theures Leben erhalten. Mein Schatzmeister soll Euch so reich belohnen, als Ihr verlangt, und zum Beweise, wie ich Euch aufrichtig danke, nehmt meinen Rath dazu: Vertauscht das Gewand des Arztes, das ich ehre, nicht wieder gegen das des Priesters, das ich nicht minder ehre, wenn der Priester ein treuer Arzt der Seele ist. Ihr

seht: Ich weiß, was Ihr seid und was Ihr wollt. Ich ließ Eure Gesellen mit ihren eignen Stricken peitschen. Meidet ein gleiches Loos und mein Antlitz."

Der geistliche Arzt war so verblüfft, daß er, ohne einen Versuch zur Entschuldigung zu machen, sich eilig entfernte. Kaf war's gewesen, der nicht gerastet, bis er die Wahrheit entdeckt und dem Kaiser hinterbracht hatte; des Eunuchen Beweggrund dabei war die Besorgniß, daß der verkappte Priester Gefährliches gegen Manadora im Schilde führe, an welche er sich so eifrig gedrängt.

„Welche Gegner, mit denen ich zu kämpfen habe!" rief der Kaiser, — „Alles in mir, Dankbarkeit, Glaube an Menschenwerth, Frömmigkeit, lehnte sich gegen die Annahme auf, daß es so sein kann! Und doch ist's! Kein Zweifel mehr: — Jetzt, da ich schon im Frieden wirken zu können hoffte, beginnt erst meine Bestim-

mung, und sie ist der Kampf. Coloß gegen Coloß! Kaiserthum und Papstthum! — Und Du?! Unter den ehernen Tritten dieser Riesen wirst Du zertreten sein!"

„Ich werd' es nicht!" entgegnete Manadora mit erschütterndem Ernst, furchtbare Zuversicht im Ton.

„Doch!" versetzte er, indem er sie mitleidig betrachtete. Die Stolze hielt dieses Mitleid nicht aus. Als aus der starken Mannesbrust ein Seufzer der Liebe und Sorge stieg, welcher ihrer Zukunft galt, deutete sie diesen als ein Zeichen von Gebeugtheit, und fühlte sich groß als Weib — einem Manne gegenüber, welcher, der Größte seines Geschlechtes, doch einer Schwachheit unterlag! Die arme Thörin! Diese Stärke ihres Stolzes war ihre Schwäche.

„Ich weiß, Du bist stärker als sonst Frauen, Manadora, — doch Du bist eine Frau, und wirst dem Unentrinnbaren nicht Widerstand lei-

sten können, das auch über Männer zermalmend hinwegschreitet. Ich selber, was fürcht' ich?"

Als er, sie herzinnig anblickend, eine Zeitlang geschwiegen, erhob sie sich vom Bette und fragte, mit dem Anschein von Ergebung und voll ernster Festigkeit: „Was hast Du zu thun beschlossen?"

„Deine Gesundheit ist noch nicht wieder so stark geworden, daß Du mich begleiten könntest!" erwiederte der Kaiser, — „und, könntest Du's auch, — ich wünschte doch, Du bliebest noch eine Weile hier, um abzuwarten, welchen Erfolg das erste Zusammenstoßen der beiden feindlichen Massen haben wird. Ich bin entschlossen, mein Recht und meine Majestät gegen den Papst zu vertheidigen, alles, was er in meiner Abwesenheit von meinem Reiche an sich gerissen, wieder zu erobern, und lieber zu sterben, als schmälich durch Schweigen die immer weiter greifenden Anmaßungen der Kirche gut zu heißen. Dann ist's

mein Erstes, persönlich dem Papst gegenüber zu treten; in dieser großen Sache traten zu viele armselige Zwischenträger zwischen ihn und mich, und bethörten uns Beide. Ich will meine Achtung vor ihm nicht auf einmal aufgeben, auch er soll mich kennen, soll nicht gering von mir denken. — Bis dahin also, Manadora, bleibe Du in stillem Frieden hier geborgen. Ich lasse Dir einen Begleiter von erprobter Treue, der schon sein Blut für Dich vergoß...."

„Doch nicht Heinrich?" fragte sie.

„Eben ihn! Mißbilligst Du meine Wahl?"

„O nein!" erwiederte sie, in Gedanken verloren. „Ich baue auf seine Treue, wie auf Deine Liebe!"

Fremdartige Vorstellungen zogen in Sturmesflug durch ihre Seele; ihr schwindelte davor. — Dieser Heinrich! — — Jetzt ward ihr's klar. Ja, Heinrich hatte sie einst geliebt, liebte sie vielleicht noch!

„Worüber sinnest Du, Geliebte?“ fragte Friedrich theilnehmend, „Dein Auge leuchtet wie von Freude verklärt.“

„Ich denke an die Zukunft,“ sprach sie leise, „an unser Wiedersehen.“

„So freue ich mich Deiner! So erleichterst Du mir das Scheiden, theure Manadora, gefaßt, bewußt und groß!“

„Ist jetzt nicht Blüthenmond, Friedrich?“ nahm sie ablenkend das Wort; — „Ganz recht, der ist. Blumen, in denen Du wandelst, bis Du das Schiff besteigst, das den Cäsar trägt und sein — Glück!“ fügte sie fein lächelnd hinzu.

„In Blumen werd' ich sterben!“ meinte Friedrich ernst.

Sie dachte der Prophezeihung, aber aus den Blumen dieser Weissagung stiegen giftige Dünste, die sie betäubten. Sie reichte ihm die Hand,

drückte die seinige an ihr Herz und fragte: „Wann scheidest Du schon?“

„Jetzt!“ erwiederte Friedrich; — „Wohlauf! daß wir uns freudig wiedersehen!“ Und nun riß er sich rasch los und eilte von hinnen.

Kaum hatte der Kaiser sie verlassen, als der Eunuch mit finsterer Stirne zu ihr herein trat. Er trat dicht an seine reizende Herrin heran, und raunte ihr zu: „Ich sehe klar, ich weiß genug. Da ging er hin, und verließ Euch. O Madonna, habt Ihr noch etwas Scham?“

Zürnend fuhr sie empor; doch der Eunuch ließ sie nicht zu Worte kommen. „Ja Scham, sag' ich; ich, der Eunuch!“ fuhr er fort. „Ich warnte Euch einst; Ihr hörtet nicht; — was seid Ihr nun? Ein aufgegebenes Weib, ein Zwitterwesen, halb Gram, halb Sehnsucht, ohne Liebe, und doch zu schwach zum Haß!“

„Schweig!“ gebot Manadora.

„Ich schweige nicht, — ich will's nicht,“

rief der Eunuch herrisch. „Ich kenn' Euch besser, als Ihr Euch selber, Ihr seid zum Entsetzlichsten herabgesunken, zum Gegenstand des Mitleids, ja, stolze Frau! Beim Andenken Eurer Mutter, ich duld' es nicht! Entscheidung verlang' ich! Jetzt, jetzt will ich sie von Euch haben, eh' es auf's neue, für immer zu spät ist."

„Aus meinen Augen!"

„Aus Eurem Herzen — ihn!" sprach der Eunuch. — „Doch nein! behaltet ihn drinnen; umklammert ihn mit allen Organen Eurer Seele, und jedes sei Haß! Frei, bei meinem Leben, frei will ich Euch haben, und müßten wir Beide zu Grunde gehen."

Zorn erstickte ihr die Stimme. Sie verließ eilig das Gemach und suchte das Freie. Durch die offen gelassene Thüre blickte Kaf ihr nach.

„Er hat sein Spiel mit ihr getrieben!" murmelte er vor sich hin, indem er den Arm zum Schwur erhob; — „Er soll's büßen! —

Allah, Du siehst mein Herz! Gegen kein Wesen auf Erden hab' ich eine Pflicht als gegen sie, diese Pflicht werd' ich lösen. Ob sie selbst in thörichter Schwäche mir widerstrebe, — ich zwinge sie, frei zu werden! — In meine Hand ist ihr Schicksal gegeben; — sie entrinnt mir nicht! — Allah! erleuchte mich!"

Zweites Buch.

(1230—1235.)

I.

Heinrich's Benehmen gegen Manadora war von solcher Art, wie er es der Freundin seines Herrn für geziemend hielt; d i e s e Manadora war es, welcher er jetzt mit Hochachtung und Treue diente, nicht jenes Wesen, welches er selbst einst im Stillen geliebt hatte. Seine Aufmerksamkeit und unermüdliche Sorgfalt in ihrem Dienste bestärkte jedoch die Unglückliche in dem Wahne, daß er sie noch liebe; aber es durchschauerte sie, wenn sie in die kristallhelle Treue dieses reinen

Herzens blickte. So sehr sie sich nach Frieden sehnte, die gebeugte Stolze, — so konnte sie doch nur in der Unruhe eines gewaltigen Ringens Ruhe für Augenblicke finden. Dabei war sie doch sehr weiblich schwach, daß sie den ihrer Eitelkeit schmeichelnden Gedanken: einen Mann durch die Macht ihrer Erscheinung zu fesseln, nicht abwies. Sie hatte es sich eingesprochen, bis sie es für unumstößlich wahr hielt, daß ihre Liebe zu Friedrich sich in Haß verwandelt habe; warum, — wenn sie dies so sicher wußte, — suchte sie sich gegen eine neue Umwandlung dieses Gefühls dadurch zu wappnen, daß sie Heinrich's vermeintliche Liebe zu ihr erwiedern zu können rang? Warum mußte sie darnach eben ringen, wenn sie Friedrich jetzt wirklich haßte? Warum bangte sie vor der Wiederkehr solcher Augenblicke, in welchen ihr jede Ehre und Würde werthlos schien, in welchen der Stern ihrer stolzen Hoffnungsträume, die Krone,

im wonnigen Dunkel der Liebesnacht verschwand?

Kaf verfolgte die Entwickelung ihrer Empfindungen, den Widerspruch ihres Herzens gegen ihren Stolz, welche sie selbst sich abläugnete, mit scharfen Blicken, zugleich entging es ihm nicht, daß zwischen Heinrich und Gülnare sich unvermerkt ein inniges Verständniß angesponnen, dessen zarte Knospenhülle noch kein Bekenntniß gelöst hatte. Er sah es und erwog, welchen Eindruck die Kunde desselben auf Manadora machen müsse. Wenn sie auch Friedrich noch liebte, — was er mit wachsendem Grimme wahrnahm — so mußte doch Heinrich's Liebe zu Gülnaren sie reizen, mußten gekränkte Eitelkeit oder Neid — so verstand er sich auf das weibliche Herz — sie zu irgend einem raschen und unüberlegten Entschluß treiben, der sie dann ganz in seine Hände gab. Und, war sie's einmal, dann hoffte er, daß es ihm schon gelingen

werde, ihrer Liebe, die ihm für sie Schmach dünkte, den Todesstreich zu geben. Lieber wollte er sie frei und groß untergehen, als in verzehrender Unentschlossenheit einem Manne zustreben sehen, einem Manne wie Friedrich, den er je mehr haßte, je mehr er diesen ganz als Mann kennen lernte, er, — der Eunuch!

Sollte er Manadoren das Verständniß zwischen Heinrich und Gülnaren entdecken? Nein! der Zufall mag's wirksamer thun, dieser Arzt, der mit Giften heilt und mit Arzneien tödtet.

Manadora zwängte sich indessen immer tiefer in den Wahn hinein, daß sie Heinrich's stille Liebe zu ihr erwiedern könne. Doch eben, weil dies ein Wahn, übte ihr Benehmen gegen ihn, dem die Holdseligkeit der Wahrheit mangelte, der innere Duft, die Seele, — auf jenen einen unheimlichen Eindruck; aus ihrem Entgegenkommen wehte es ihn wie Unheil an, das ihm und Gülnaren drohe. Um so inniger schmiegte sein

Herz sich an Gülnarens schlichte Treue; doch ein richtiger Instinkt leitete ihn, daß er diese Neigung vor Manadoren wie vor einer unversöhnlichen Feindin sorgfältig geheim hielt.

In lauer Mondnacht sitzt Manadora auf der zum hangenden Garten umgewandelten Dachterrasse ihres Hauses in Jerusalem; hohe Pflanzen und Blumen, in zierlichen Töpfen rings um sie gereiht, hauchen ihren würzigen Athem aus; Gülnare flicht, zu den Füßen der Herrin gelagert, einen Selam aus den gepflückten Blumen und Blüthen, welche diese ihr reicht. Für Heinrich ist der Selam gewunden, und wieder ist's Gülnare, die ihm diesen überreichen soll. „Für Heinrich!" Und doch fliegen Manadorens Gedanken wie Schwalben über's blaue Mittelmeer und suchen Friedrich. „Für Heinrich!" wußte Gülnare, sie barg ihr Antlitz in den Blumen, und wand schweigend duldend an dem Selam

weiter, an ihrer Dornenkrone, bis er fertig war. Dann reichte sie ihn der Gebieterin.

Manadora prüfte ihn, ob auch kein Wort vergessen sei, und gab ihn dann der Sclavin wieder, ihn vor Heinrich's Schwelle zu legen. Das arme Kind nahm ihn hastig zitternd auf und entfernte sich. Kaf, der auf dem Rande der Zinne saß, und die Füße in die Luft hinaus hängen ließ, hatte alles still mit angesehn und gehört, und sprach nun zu Manadora: „War die Nessel dabei?“ —

Sie zürnte: „Du begreifst mich nicht!“

„Ich tauge zum Liebeszeugen!“ versetzte Kaf — „'s ist ja unmöglich, daß ich Eifersucht empfinde. That ich nicht schon manchen Haremsdienst?“

„Liebe! Liebe!“ sprach Manadora höhnend, — dieser Hohn war Schmerz, diese Falschheit gegen Andre war Selbstbetrug. „Störe den Zauber nicht!“ gebot sie dann, im Tone der

Uebermacht. Kaf drauf im gleichen: „Ihr werdet mich wieder rufen; ich weiß; — man wirft mich weg, man hebt mich wieder auf. Ich lasse mir's gefallen, doch nur von Euch!“ Er verließ sie.

Gülnare bestellte den Auftrag der Gebieterin; ein leises Wort — wie ein Hauch! Sie empfand den Tod im Herzen. „Mir?“ rief Heinrich, nicht überrascht und doch entsetzt; Gülnare wankte, er fing sie in seinen Armen, drückte sie an sich in unsäglicher Beklommenheit, als strecke sich eine Hand aus dem Dunkel der Nacht, um sie aus seinem Herzen zu reißen. In diesem Grauen, in diesem innigsten Aneinanderschmiegen, als müsse eins das andre bergen, schützen und retten, empfanden beide erst recht, wie sie sich liebten; ihre Lippen schmolzen zusammen, ihre Seelen lohten in Küssen auf, in so schmerzlich göttlichen, als wäre diese Sekunde der Tod.

Kaf aber stand nicht fern in einem dunklen

Winkel, und dachte: „Wollt' ich's nicht hindern? Ei, so habe die Flamme ihren Weg; — verheert sie auch, sie leuchtet doch!"

Heinrich sammelte sich zuerst. „Was auch komme," sprach er entschlossen, „ich folge dem Gebot, — auf meine Weise, Gülnare! — Manadora ist meines Herrn Freundin, und was sie verlangt, muß ich erfüllen!" Zitternd hing sich die Sclavin an seinen Arm. „Weine nicht!" fuhr er fort. „Ich bin gerüstet, ihr zu begegnen!"

Kaf schwankte. Sollte er voraneilen und der Herrin berichten, sollte er sie im entscheidenden Augenblick vor einem Schritte warnen, den sie bereuen würde? — „Nein! Sie mag's empfinden. Nur, wenn enttäuscht, wird sie für immer sicher sein." — Er blieb und drückte sich recht in's Dunkel.

Heinrich ging nun zu Manadoren auf die Terrasse hinauf. Sie erhob sich leicht von ihren Kissen, und gebot ihm leise, ganz leise, sich niederzulassen.

Er that's; stumm saßen beide, er zitternd vor Zorn, sie zitternd vor Erwartung, neben einander. Endlich brach Heinrich das peinliche Schweigen, und begann: „Ihr liebt die Blumen, Madonna; Kleinode sind sie Euch! So empfangt diesen Strauß zurück, den ich eben erhielt; er mag Euch von Werth sein, und gerieth, — ich fürcht' es — in die unrechte Hand." Der Selam, den er ihr zurückgebracht, glitt aus seiner Hand vor ihre Füße hin. Sprachlos starrte sie ihn an; sein Muth wuchs. „Ich fürchte, Madonna," fuhr er fort, „daß ein Mißverständniß großes Unheil stifte. Lasset uns es lösen. —"

Dieses Wort brachte sie zur Besinnung. Scham, plötzlich erwachte Eifersucht, gekränkter Stolz kreuzten sich in ihrer Seele, und durch alle fuhren Blitze der alten Liebe zu Friedrich. „Ich weiß nichts von Mißverständniß," sprach sie, äußerliche Ruhe erzwingend, „wäre ein Scherz schlimmer Deutung fähig? Ich halte Euch für

zu aufrichtig und treu, als daß ich's denken möchte."

„Gewiß, ich bin's!" rief Heinrich, froh aufathmend.

„Dem Kaiser!" betonte Manadora.

„Und darum auch Euch, Madonna, denn ich weiß, was Euch der Kaiser, was Ihr dem Kaiser seid." Er ahnte nicht, wie tief und schmerzlich diese arglos gesprochenen Worte in ihr Herz drangen. Doch bezwang sie ihre Empfindung, und sprach, ihre Worte sorgfältig messend: „Eben um des Kaisers willen wünschte ich Euch insgeheim zu sprechen. Mein Herz ist voll von Sorgen um ihn. So lange schon ist's, daß er mich verließ, ich bin seither völlig genesen, und noch immer wird mir keine Nachricht von ihm, noch immer keine Hoffnung, wann er mir erlaubt, nach Italien zurückzukehren. — — Glücklicher Heinrich! Ihr liebtet nie, Ihr wißt

nicht, was Kummer ist, wenn Liebe ihn säugt! O Ihr seid glücklich, neidenswerth!"

„Wohl glücklich!" rief Heinrich, welcher, Gülnarens gedenkend, sich vergaß. Manadora sah jetzt mit einem Male sein Geheimniß, doch keine Miene verrieth, was sie fühlte; ein Gedanke aus dem anderen rollend, einer auf den anderen gethürmt, wie Fels auf Fels! — „Wüßt' ich: Ihr liebt," fuhr sie fort, — „Ihr könntet mich ganz fassen; doch Ihr fühlt's nicht!"

„Ich fühl' es!" entgegnete Heinrich, hingerissen, doch schnell besann er sich wieder, brach ab, und vermochte den Faden nicht wieder anzuknüpfen. Sie drang nicht weiter, und nahm das Gespräch auf.

„Heinrich, ich vertraue Euch; — sind wir nicht durch einen und denselben Gegenstand unserer Neigung und Treue wie Bruder und Schwester geworden? Gewiß: Ihr werdet mir bei-

stehn. — O ich trage diese Trennung nicht länger. Von meiner Wunde genesen, sterbe ich hier durch Sorge. Ich will nach Italien zurück. Ach, ich fürchte: Friedrich's Kampf mit dem Papst steht für ihn schlimm, sonst wüßte ich davon — durch ihn. Doch er schweigt! Ich kann es nicht glauben, daß er mich vergaß. — Ich will ihn überraschen, und Ihr — erwünscht kamt Ihr — werdet mir behülflich sein."

Heinrich wurde durch ihre erkünstelte Unbefangenheit nicht getäuscht, doch stellte er sich, als bemerke er ihre Verlegenheit nicht, und legte ihr nun die zu treffenden Maßregeln vor, welche sie mit Hastigkeit ergriff; denn einerseits war es ihr angenehm, in ihm die Erinnerung an ihre augenblickliche Schwäche völlig auszutilgen, — andrerseits war es in der That längst ihr geheimer Wunsch, Jerusalem zu verlassen.

Für Heinrich war Manadorens Plan im höchsten Grade erfreulich; sah er doch endlich

die Beendigung einer unfreiwilligen Unthätigkeit herannahen, durch welche er seit des Kaisers Abreise in Palästina fast verrostete. Nach Italien lockte ihn der Kampf und die Nähe seines Herrn, des Kaisers. Ueber die Freude, welche er bei Anhörung von Manadorens Absicht empfand, vergaß er die eigentliche Veranlassung seiner Zusammenkunft mit ihr, und sprach mit ihr lebhaft über Tag und Stunde der Abreise. Alles sollte geheim gehalten bleiben, damit der Kaiser überrascht würde. — Als Manadora den Gegenstand erschöpft fand, dankte sie ihm unbefangen und bat ihn, scherzhaft auf sein vermeintliches Mißverständniß hinweisend, ritterlich zu sein und sie von der Terrasse herab in ihre Gemächer zu begleiten. An seinem Arme schritt sie hinab.

Vor der Schwelle ihres Schlafgemaches fand sie Gülnare, welche mit der Lampe ihrer harrte. Als die Sclavin ihre Herrin und ihren Gelieb=

ten Arm in Arm heiter kommen sah, schwand ihr die Besinnung; sie fürchtete — o war's denn nicht gewiß? — — Heinrich sei für sie dahin, bezaubert von der Frau, die ihn liebt! „Heinrich! Heinrich!" hauchte sie wie eine Sterbende, der Schmerz hatte ihr Geheimniß verrathen, sie sank zu Boden.

Erschrocken ließ Heinrich den Arm der Gebieterin los und eilte zu Gülnaren. In diesem Moment dünkte Manadora, so niedergeschmettert sie kaum noch, durch diesen Ausbruch ächter Liebe war, sich groß und unbesiegbar in ihrer Errungenschaft. Kein Blick, kein Laut, wodurch ihre eignen Empfindungen, so laut sie in ihr riefen, sich hätten verrathen dürfen. Ruhig schritt sie, als hätte sie durchaus nichts Ungewohntes wahrgenommen, an den beiden Liebenden vorbei in ihr Schlafgemach.

Bald raffte Gülnare sich wieder empor; Heinrich klärte sie in kurzen Worten auf. Sie

war beruhigt, doch nicht darüber, daß sie ihrem Geliebten auch nur für einen Augenblick hatte Unrecht thun können; Heinrich dagegen konnte, während er das zarte Gewissen der Liebe mit hundert zärtlichen Worten beschwichtigte, die Erinnerung an Manadorens erstes Benehmen nicht verbannen, und immer wieder kam ihm, da er sich über die Unaufrichtigkeit derselben nicht täuschte, der Gedanke: sie werde ihm nicht vergeben können, daß er sie in ihrer Schwäche gesehen, und ein namenloses Bangen um Gülnaren. Eine Botin Manadorens, welche sich liebreich um Gülnarens Befinden erkundigen ließ, trennte die Liebenden.

Früh am andern Morgen war Heinrich ausgegangen, um dem Wunsche Manadorens gemäß die nächsten Anstalten zur Rückreise zu tref-

fen. Frohe Nachrichten erwarteten ihn, deren Boten in der Nacht angekommen waren.

Als Manadora erwachte, stand Kaf vor ihrem Bette, wünschte ihr guten Morgen und fragte, indem er sie aus seinen halbzugedrückten pechschwarzen Augen listig anblinzelte: „Bedürft Ihr meiner heute?"

„Vielleicht!" erwiederte sie verstört; sie hatte kaum eine Morgenstunde — in schweren Träumen — die Augen geschlossen.

„Ich bin da, wie immer!" sprach der Eunuch lustig. „Alles ist einfach abgemacht; Ihr gewinnt Erfahrungen, Madonna, wie ich's wußte! Von Adam her ist's so, und bei den Thieren selber nicht anders, Männchen und Weibchen! Heinrich und Gülnare, Gülnare und Heinrich! — Zur Sache, Madonna! Was soll geschehen?"

Manadora starrte ihn finster an.

„Partei zu ergreifen, um über beiden Par-

teien emporzuklimmen," sprach der Eunuch. „Was meint Ihr zu Rom?"

Ein halberstickter Schrei des Entsetzens war ihre Antwort, und dennoch reichte sie ihm, — wie zur Einwilligung — unbewußt die Hand. Da besann sich Kaf, und begann nach kurzem Schweigen: „Wo faßt Ihr dies zweischneidige Schwert? wo, damit Ihr, wenn Ihr den Kaiser treffen wollt, nicht Euch selbst damit verwundet?"

„Am Griff!" erwiederte sie rasch, indem sie ein Lächeln erzwang; seine Warnung weckte ihren Stolz.

„Gut!" meinte Kaf, „aber just der Griff liegt schon fest genug in andrer Hand, und der es hält, läßt es für keine Sekunde los."

Kaf's Widerspruch richtete Manadorens Stolz höher empor; er hatte es nicht voraus bedacht. „Ich bin entschlossen," war alles, was sie ihm statt weiterer Gründe entgegenzusetzen vermochte.

„Also Italien?“ fragte Kaf listig. „Und was soll in Italien werden?“

„Das Glück wird mich's lehren; dem Glücke müssen wir vertrauen, es beherrschen müssen wir.“

„Und Heinrich?“ fragte Kaf weiter.

„Er begleitet uns!“

„Er wird Euch verrathen!“ warnte Kaf.

„Nein!“ entgegnete Manadora; — „er kann's nicht, denn er liebt.“

„Ihr kennt die Liebe, Madonna! Ihr habt Recht, er wird nichts verrathen, weil es hoffentlich noch nichts zu verrathen gibt. Also: er liebt? flackert die Glut des Morgenlandes im West?“

Bis jetzt hatte Manadora den Unmuth über Heinrich's und Gülnarens Liebe, über ihre eigene Schwäche, die sie preisgegeben, mühsam verborgen, — jetzt brach er hervor. Ein Blick, ein Laut; — Kaf verstand beide und war bereit, zu thun, was im verborgensten Winkel ih-

rer Seele als böser Traum lauerte. „Wäre Gülnare nicht mehr!?“ sprach er leise zu seiner Herrin, — „soll ihr Anblick Euch auch in Italien.... ?“

„Nichts von ihr! O säh' ich sie nie mehr!“ rief sie heftig.

Genug für Kaf! In dieser Sekunde war ein Mord beschlossen, so leicht und spielend, wie man eine Blume pflückt; in der nächsten Sekunde denkt man nicht mehr daran.

In diesem Momente kam Heinrich. Sein Antlitz sprach, noch bevor die Lippen es thaten, die frohe Botschaft aus. Diese ungestüme Freude, während Manadorens Herz von den verschiedenartigsten Empfindungen zerfleischt wurde, erbitterte sie gegen Heinrich, — bei Heinrich's Freude aber mußte sie wieder an Gülnare denken! — Heinrich indessen war so voll des Gedankens an das Glück seines Herrn, so glücklich darin, daß er ihre Mißstimmung nicht gewahrte und rasch

heraussagte, wovon das Herz ihm überschwoll. „Glück auf, Madonna! Günstige Zeichen für unsre Abfahrt! Der Kaiser siegt in Italien. Wohin er seine Waffen trägt, fliehen die Schlüsselträger des Papstes vor seinem Namen und seinem Anblick; die Lombarden, der Kirche alte Bundesgenossen, werden wankend in ihrer Treue, und neigen sich unserm Herren zu. Von Betelmönchen und Tempelherrn ist Apulien gesäubert. Freuet Euch, Madonna; Triumph und Friede findet Ihr zum Willkomm, wenn Ihr den Strand Neapels betretet. O wie jauchzt mein Herz seinem Anblicke entgegen! Seht! nichts bedurfte er, um jede Lüge und Verläumdung zu vertilgen, nichts, als daß er kam!"

Die Nachricht von Friedrich's Glück erkältete Manadorens Herz, den vom Unglück Gebeugten hätte sie getröstet, aufgerichtet! Der Gedanke an den Glücklichen brachte ihr die Krone vor's

geistige Auge wieder, und bei der Krone erinnerte sie sich, daß sie ihm nichts mehr sei!

„Ich dank' Euch für das Geschenk, das Ihr in Eurer Nachricht mir gebracht!" sprach sie zu Heinrich mit jener Anmuth, welche ihr angeboren war, welche sie aber, seit in ihrer Brust das Glück nicht mehr heimisch war, auch durch Kunst täuschend hervorzubringen verstand; „einen treueren Freund als Euch hat der Kaiser in allen seinen Reichen nicht," fügte sie hinzu, während sie mit der herablassenden und einschmeichelnden Freundlichkeit einer Fürstin ihm zulächelte; Kaf beobachtete sie scharf, und richtete nach ihrem Benehmen das seinige ein.

Heinrich empfand bei ihren letzten Worten gerechten Stolz; er war sich's ja bewußt, daß er das sei, was Manadora von ihm halte. Er berichtete ihr nun, daß er die Anstalten zur Reise bereits getroffen habe, und fragte sie, wann sie diese anzutreten befehle.

„Sobald als möglich,“ erwiederte sie mit wilder Lebhaftigkeit; doch schnell wurden ihre verfinsterten Züge wieder sanft und anmuthig wie sonst.

„Ich kann den Augenblick des Wiedersehens kaum erwarten,“ fuhr sie zu Heinrich fort, „ich möchte lieber die kostbarsten Geschenke, welche ich hier empfing, zurücklassen, als mich der Säumniß anklagen müssen.... Seid ohne Furcht,“ fügte sie lächelnd hinzu, — „ich werde Gülnaren nicht vergessen; weiß ich doch, daß Ihr nur mit halbem Leben bei mir wäret, wenn ich auch sie hier zurückließe.“

„Herrin!“ versetzte Heinrich verwirrt.

Sie blickte ihn huldvoll und holdselig an. „Wie schön läßt Euch dies mädchenhafte Scheuen und Zagen,“ sprach sie, „und Ihr seid doch ein Mann, der das Zittern gewiß verschwor!“ Heinrich nahm dies für Scherz, aber es war Hohn, wenn gleich der milde Klang ihrer Stimme den

letzteren nicht ahnen ließ; Kaf aber erkannte ihn und spann den Gedanken fort, den er einmal gefaßt.

Da Manadora sinnend vor sich hinblickte, erwartete Heinrich, daß sie ihm noch einen Auftrag zu ertheilen habe. Endlich hob sie das gesenkte Haupt, ließ ihre nächtigschönen Blicke auf ihm ruhen, und sprach: „Ihr habt mich mit einem Geschenke überrascht, Heinrich, und ich sinne, wie ich's vergelten kann. Bis ich die rechte Vergeltung fand, nehmet als Gegengeschenk — Gülnarens Freiheit. Von heute an nenn' ich sie meine Sclavin nicht mehr; es liegt nun an Euch, welchen Namen sie künftig tragen soll."

Heinrich neigte sich ihr, wortlos vor Ueberraschung, Freude und Dank. Sie trat zwei Schritte zurück, sah mitleidig auf ihn nieder, und sprach: „Seid Ihr ein Mann? — Sorgt, daß wir Jerusalem verlassen haben, eh' drei Tage herum sind!"

Heinrich ging. Kaf blickte seine Gebieterin fragend und so fest an, daß sie unruhig ward.

„Was willst Du von mir?“ Sie wich seinem Blicke aus.

„Ich lese!“

„Du bist ein Thor!“

„Ich lese, daß Ihr zum ersten Mal Reue empfindet über eine Handlung, von welcher Ihr selbst nicht wisset, ob Ihr sie blos aus Laune oder aus Großmuth beginget. Dieses Gefühl quält Euch.“

Manadora wandte sich unmuthig von ihm ab und warf sich auf die Kissen ihres Lagers. Diese Unklarheit ihres Denkens und Wollens, dieses geistige Unbefriedigtsein peinigten sie in der That; Mittheilung wäre ihr jetzt Bedürfniß gewesen, und doch verschmähte sie es.

Kaf ließ sie gewähren. Nach kurzem Schweigen trieb ihre Leidenschaftlichkeit sie wieder empor. „Nein! Was beschlossen, bleib's! Mein

eigner Spott wäre ich ja, widerriefe ich, was ich sprach."

„Gut!" erwiederte Kaf. Er bezog ihre Worte auf Gülnarens Tod, den sie — wie er sich's auslegte, — gewünscht; sie aber dachte an Gülnarens Freiheit, die sie, weil sie damit spielen gekonnt, stolz ihr geschenkt; sie schämte sich jetzt, daß sie diese Schenkung einige Augenblicke lang bereuen konnte.

Rüstiges Leben war nun im Hause, Heinrich kam und ging, mit Blicken des Dankes auf Manadora, mit Blicken der Liebe auf Gülnare schauend. Bald waren die Anstalten zur Reise völlig getroffen und es hing nunmehr von Manadora ab, wann sie Jerusalem und das gelobte Land zu verlassen wünsche.

Gülnare, diese einfache, klare und unschuldige Seele, genoß das Glück, welches so uner-

wartet im vollen Glanze über ihr aufgegangen war, wie einen heiteren Frühling. Tausend und abertausend Blumen zaubert der Lenz in so raschem Wechsel vor unsere Sinne, jede an und für sich wunderbar genug, und doch eine schöner und wunderbarer als die andre, daß wir über dem rastlosen Drängen neuer Keime und Entfaltungen das Welken der alten ganz vergessen und das ganze Leben stets nur wie einen göttlichen Moment vor Augen haben, der ewig währen müsse. Dieser feste, holde Glaube an die Unvergänglichkeit der Gegenwart ist das Gebet des Glücklichen. In Gülnaren hatte kein Gedanke, welcher über die Gegenwart hinausreichte, Raum; selbst der Tod war in diese eingeschlossen; nie bisher hatte sie an den Tod gedacht, als jetzt, da sie alles besaß, was sie je gewünscht; eben in dieser Wonne erschien ihr's wie Wonne, zu sterben. Nur einem so jungfräulich-unschuldigen Herzen war diese Empfindung natürlich,

ja fast nothwendig; nur einem Herzen, welches nicht fassen konnte, daß hinter jenen Mysterien des Lebens, von denen es nur die äußersten Schleier sah, ein anderer schlimmerer Kern liege als der Tod; der Tod aber, ... was kann es denn Holderes geben, als im Frühling einzuschlummern und den Frühling fortzuträumen, um im schöneren Frühling zu erwachen? Gülnare sprach diese Empfindungen und Gedanken ihrem Geliebten aus. Heinrich verstand sie ganz, doch er schauderte davor wie vor der Ahnung eines Unheils. Die Neuheit des Glückes, welche Gülnaren in selige Sicherheit und Ruhe versetzte, machte ihn scheu vor jedem Wort, wodurch er etwa das Schicksal unbewußt herauszufordern fürchtete, vor jedem stolzen Gedanken an die Zukunft. Heinrich begriff die Göttlichkeit des Gedankens: mitten im Genuß der reinsten, dem Menschenherzen gegönnten Wonne zu sterben; aber er faßte dies nur als schönen S c h l u ß auf; er

glaubte ja an keine Fortdauer der Seele, und fühlte, wenn er auch den Schönsterbenden glücklich pries, die ganze Furchtbarkeit des Looses, welches dem Ueberlebenden bleibe, wenn aus dessen Wesen plötzlich die Hälfte auf ewig losgerissen sei, und keine Hoffnung des Wiedersehens. Edle Naturen werden, wenn sie früher mehr nach außen wirksam waren, als sich selbst nach innen beschauten, durch die Liebe nicht blos fest, stark im Glauben an das Dasein Gottes, sondern auch in dem an die eigene Fortdauer nach dem Tode. Auch in Heinrich's Seele hatte die Liebe das Gefühl von der Erhabenheit einer weltordnenden göttlichen Liebeskraft unumstößlich gemacht, aber den Glauben an die individuelle Fortdauer des Menschen vermochte sie, so brünstig er auch darnach rang, in ihm nicht zu begründen; — ja die Ueberzeugung vom völligen Ende des Menschenlebens durch den Tod versteinerte sich in ihm immer mehr; je weiter sich

ihm die volle Herrlichkeit seines Glückes aufschloß, um so entsetzlicher wurde ihm der Gedanke an einen Verlust desselben für ewig; dies Entsetzen betäubte ihn, wenn er aus Gülnarens rosigen Lippen den Wunsch hörte, den sie in jungfräulicher Liebesseligkeit aussprach: So sterben zu können. Nur Ein Gedanke klärte dies Grauen auf, der: mit ihr zu sterben; aber dieser Gedanke, so freundlich und beruhigend er schien, hielt so viel Gift in sich, um die ganze Thatkraft des Mannes aufzuzehren und dem Leben jeden höheren Zweck wie dem Tempel sein Allerheiligstes zu stehlen, nichts drinnen zu lassen, als den Götzen des Ich's, das jede Pflicht leugnet, weil es nicht auf einmal den ganzen Umfang seiner göttlichen Rechte übersehen kann. In Gülnarens Anschau suchte Heinrich das Vergessen seiner Zweifel, suchte es in rastloser Thätigkeit, die er in Friedrich's Nähe zu finden hoffte.

II.

Aus Joppe's Rhede gleitet ein Schiff mit vollen Segeln in's Mittelmeer hinaus. Es trägt die beiden Liebenden Heinrich und Gülnare, deren Hoffnung auf Hesperiens schönem Strande blüht: dort wird die Sarazenin den Glauben an den Welterlöser annehmen; einen Glauben, den sie liebgewann, weil der Geliebte ihn bekennt; und priesterliche Hand wird den Bund segnen, welchen der freie Dienstmann des Kaisers mit der holden Freigelassenen schloß. Manadora hat ihre Sclavinnen mitgenommen, ihren ganzen orientalischen Hofstaat. Die Sclavinnen

dienen ihr, sie selbst dient dem Verhängniß; — der Eunuch, der nicht von ihrer Seite weicht, zieht, indem er jede ihrer Launen liest, jeden ihrer Wünsche erfüllt, ohne daß er's, daß sie's weiß, nur mit am Gespann, blind in's Getümmel der Weltgeschichte hinein.

Das immerwährende Voraugenhaben des Liebesglückes, welches der Schönheit Gülnarens eine höhere Weihe verlieh, erschütterte Manadora immer mächtiger, ihre Leidenschaft erschlaffte unter Wehmuth, von welcher sie, des eignen Looses im Gegensatz gedenkend, überwältigt wurde; sie ahnte, daß über der Gränze jener Freuden hinaus, die sie in der Liebe gefunden, noch eine heiligere im zarten Schleier eines Geheimnisses sich berge, eine Freude, durch welche das erschütterte Herz Trost, Befriedung, das kranke — Heilung erlange. Jene reine Liebe Gülnarens verbreitete einen Zauber des Friedens rings um sich, worin Manadora sich wie der Fieberkranke im

Zustande der Abspannung fühlte; der schönste Triumph reiner Liebe war's, daß Manadora in deren Nähe in Wehmuth sich glücklich fühlte, ohne daß sich Neid in die Sehnsucht drängte und diese verbitterte.

Kaf sah die äußere Wirkung, ohne die innere Ursache zu kennen; er sah nur die Erschlaffung, welche ihm wie Demüthigung erschien, die er an seiner Herrin nicht dulden wollte, — nicht die Fittiche des Engels sah er, deren Säuseln das glühende Herz kühlte. Diese wilde Natur, der Zwitter von Mann und Weib, von keinem der beiden Geschlechter anerkannt, welche den Verlust ihrer Selbstständigkeit nur dadurch wett zu machen verstand, indem sie sich — mit ihrer ganzen Unbändigkeit, mit ihrem ganzen Stolz, Trotz und Haß gegen alle Lebendigen, mit ihrer ganzen Tücke — einem einzigen Wesen hingab, durch welches allein sie mit der Welt zusammenhing, dieser Eunuch mit der eisernen Willens-

kraft, konnte es nicht ansehn, wie seine Gebieterin beim Anblick fremden Glückes sich abhärmte; das Gefühl, das sonst bei Männern oder Weibern Mitleid heißt, war bei ihm von Grausamkeit durchädert, von Grausamkeit gegen jedes andere Wesen außer Manadoren; — das Mitleid in ihm war ein wildes Gelüst, das nach einem Opfer schrie!

Göttlich = milde Feier lag auf den blauen Fluthen des Mittelmeeres, durch welche das Schiff leicht wie ein Schwan, der schwimmend die schneeweißen Flügel emporhebt, dahinglitt, als eile es, die ungeheuere prachtvolle Wölbung des Abendsonnenscheines zu erreichen, die, wie die Pforte des Paradieses auf dem lazurnen, von Millionen Goldfunken schimmernden Fundament, auf den Wogen stand. Manadora saß auf dem Verdecke, mit dem Gesichte gegen die Abendsonne gekehrt, deren Schimmer ihre blassen Wangen röthete; vor ihr, an das Geländer des Bor-

des gelehnt, saß Gülnare. Manadora blickte träumerisch in den Flammenborn, der seine glühenden Wellen im weiten Bogen rings auf das Meer ergoß. „Das Auge schmerzt mich,“ sprach sie, indem sie das Gesicht von dem erhabenen Schauspiele abwendete; — Kaf, welcher hinter ihr stand, deutete den Sinn ihrer Worte nach seiner Weise auf Gülnare, und erwiederte: „Ihr saht in die Sonne, Madonna; — seid unbesorgt: sie wird untergehn!“

Manadora erhob sich und stützte sich auf Heinrich's Arm; die Formen und Farben aller Gegenstände rings um sie flirrten entstellt vor ihren Augen und flossen in eine chaotische, bewegte Masse zusammen. „O wie entsetzlich muß Blindheit sein!“ sprach sie schaudernd, „lieber todt sein! — Blind! Fremder Hülfe bedürfen! Abhängig vom Mitleid, wie ein neugebornes Kind! Entsetzlich!“

„Ihr müßt der Sonne aus dem Wege ge-

hen," meinte Kaf trocken, „oder die Sonne — Euch! In der Cajüte ist es dunkel, Euer Auge wird sich erholen."

„Ich will nicht allein sein!" versetzte Manadora aufgeregt; sie dachte während dieser Meeresfahrt an jene, welche sie an Friedrich's Seite gethan, — damals die Glücklichste auf Erden, jetzt einsam inmitten ihrer Dienerinnen und ihres Reichthumes; vor diesem Gedanken an ihre Verlassenheit suchte sie sich zu retten. „Kein Dunkel sei unten, zündet Lampen an! Ich will mich zerstreuen, will fröhlich sein! Ihr seid Meister im Schach, Heinrich! Ich will mit Euch spielen. Heda, Kaf! Heiße den Mädchen unten vor der Thüre des Gemaches die Laute schlagen und singen!"

Heinrich führte die Herrin in das von ihr bewohnte Gemach hinab, welches nach orientalischer Art auf's Geschmackvollste eingerichtet war. Lampen waren angezündet worden; die kunst-

reich aus Elfenbein geschnitzten Figuren des Schachspieles wurden nun auf dem Brete geordnet; Kaf war geschäftig, der Gebieterin Willen zu vollstrecken.

Die Sonne war völlig in den Grund des Meeres hinabgesunken, der Wiederschein des Mondes flimmerte auf den durchsichtigen Wellen und machte den Eindruck, als dringe die Beleuchtung einer untermeerischen Sonne empor durch die ungeheuren durchsichtigen Massen, welche die Grelle der Strahlen zart gemildert hätten.

Lieblich klangen die Lieder der Mädchen wie zum Preise der Nacht und der Liebe, während Manadora und Heinrich beim Schachspiele saßen. Der Geist dieser Frau richtete sich bei dem Kriege im Kleinen, da jeder Zug Berechnung erforderte, wieder empor. Je meisterhafter Heinrich ihr gegenüber spielte, je verwickelter sich die Combinationen gestalteten, so eifriger und ernster wurde Manadora, und vergaß für

den Moment ihre Leiden, ihre Liebe, ihren — Haß! — Ein unbedachter Zug! Heinrich benutzte ihn rasch! Jetzt hatte sie die Königin verloren. Sie ließ den Muth nicht sinken, raffte die übrige Mannschaft zusammen und suchte Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Immer erhitzter wurden beide kriegführenden Partheien. — —

Gülnare war indessen auf dem Verdecke geblieben und genoß, in Gedanken an ihr Glück versunken, die Erhabenheit des Himmels und des Meeres. Sie stand einsam am Bord. Der Steuermann nickte, die Matrosen verzehrten, durch die Schiffsglocke zusammenberufen, in den unteren Räumen ihr Abendbrot. — Der Gedanke: im Vollbewußtsein des Glückes zu sterben, erfüllte Gülnare wieder ganz, sie blickte hinab in die unergründliche Tiefe, sah nicht den Tod, sah nur den Himmel darin.

„Was hab' ich noch zu wünschen? Nichts!" sprach sie zu sich selber, ihren Schleier lüftend,

ihre Arme ausbreitend, als müsse sie ihrem Herzen Raum geben, daß es sich ausweiten, daß es allen den Reichthum fassen könne, den das Schicksal drin gütig gehäuft. „O, der Du mich so reich und glücklich gemacht, heißest Du Allah oder Christus, Du bist so gut!“ betete sie aus voller Seele. „Weil ich's an mir fühle, wie gut Du bist, o so mache jeden froh, der sich sehnt und wünscht, nimm mir einen Theil der Jahre, die Du mir noch zugedacht, und spende, was Du mir an Glück dafür gemessen, denen, die noch daran darben. Und, hab' ich noch Eins von Dir zu erbitten, o so laß mich im vollen Genusse des Glückes sterben!“

Ihr Schicksal stand hinter ihr, — Kaf.

„Es sei!“ sprach er, faßte sie um den Leib, hob sie empor, über den Bord hinaus; — ihr Schleier flatterte. Ihr war's wie ein Traum. „Heinrich! Heinrich!“ rief sie besinnungslos, die Hände gegen Kaf streckend. Jetzt erst fühlte sie

daß sie wache, griff nach Kaf, wollte sich an ihm halten. Da ließ der Eunuch sie los. Sie stürzt. — — —

„Schach dem König!" rief Manadora; Heinrich war gegen das Ende des Spiels zerstreut geworden, sie hatte sich das zu Nutze gemacht, ihren Scharfsinn angestrengt, und ihn besiegt.— —

Da ist's Heinrich, als hörte er seinen Namen rufen; — Todesangst rieselt ihm über Scheitel und Nacken; er springt auf, eilt durch die Reihen der Mädchen, welche noch immerfort zu Lautenklängen Lieder sangen, — die Treppe empor; auf der obersten Stufe saß Kaf auf gekreuzt untergeschlagenen Beinen, in einen weiten Mantel gehüllt, das Antlitz gegen die Mädchen gekehrt, mit auf die Brust gesunkenem Haupte ruhig dem Gesange lauschend. Ein Instinkt jagt Heinrich auf das Verdeck. „Gülnare! Gülnare!" ruft er in Todesangst.

Nirgends!

Der Steuermann hört den Schrei und wird aufmerksam. Jetzt sieht er vor sich in den Wellen unten etwas Weißes. Hände heben sich draus empor. Das dichte, faltige Gewand hält sie halb noch über den Wellen. „Zu Hülfe! zu Hülfe!“ ruft er. Bevor noch die Matrosen auf den Ruf des Steuermanns herbeieilen, ist Heinrich schon zu ihm gesprungen; jetzt sinkt Gülnare unter, nur der weiße Schleier schwebt noch über den Wellen. Jetzt sieht ihn Heinrich, springt über Bord, sie zu retten, oder mit ihr zu Grunde zu gehen. Die Wogen schäumen über ihm zusammen. Rasch wird jetzt ein Boot ausgesetzt, Matrosen springen hinein. Der Patron hört, was geschehen, und verspricht dem Kühnsten schweres Gold. Auch Manadora eilt herbei, aufgeschreckt von Heinrich's plötzlicher Flucht, von dem Lärmen und Getümmel. Sie stößt auf Kaf, der unbeweglich auf demselben Flecke sitzt, wo Heinrich ihn getroffen. „Was

ist's?" fragt sie unheilahnend. „Gülnare ist in's Meer gestürzt," versetzte Kaf gleichgültig, „und Heinrich — sprang ihr nach."

„Rettet! rettet!" ruft Manadora, im Entsetzen ihre Geistesgegenwart nicht verlierend, mitten unter die Leute eilend. Kaf folgt ihr langsam. Sie biegt sich über den Bord. In Mondeshelle verklärt, liegt das holde, ruhige Meer. Ein Freudenschrei schallt jetzt aus dem Boot herauf. „Gerettet?" fragt Manadora bebend vor Hast. Da heben die Matrosen Heinrich und Gülnare in's Boot. Fest verschlungen sind die Arme der Liebenden, wie an einer reizenden antiken Gruppe. Im Moment des Todes hat Gülnarens Arm Heinrich erfaßt, nicht mehr los läßt ihn Heinrich. Auch seine Augen sind geschlossen. — Zwei Leichen!

Sie werden mühsam an Bord emporgebracht. Mit einem Schmerzschrei, der alle ihre Leidenschaft, alle ihre Fehler austilgt, der ihr inner-

stes Wesen mit eins aufreißt, ob auch sie selbst es nicht weiß, wirft Manadora sich auf die Leichen. Hier ist keine Verstellung, kein Gedanke; die Natur siegt, ihr heiliges Recht triumphirt. — Mit Gewalt muß Manadora von den Leichen getrennt werden. Der Schiffspatron läßt alle Mittel anwenden, um das Leben, wenn es noch nicht ganz entflohen sei, wieder zu wecken. Umsonst. Starr bleiben die im Todeskrampf ineinander geschlungenen Glieder.

„Kaf! Kaf!" ruft Manadora, den Eunuchen erblickend, der bei dem Geschäfte des Schiffswundarztes als müßiger Zuschauer steht. — „Du verstehst die Kunst. Rette, rette, wenn Du kannst!"

Kaf tritt gleichmüthig, langsam näher, und zuckt mit den Achseln, als er Gülnarens Leiche sieht. Er blickt schärfer hin, da flirrt es ihm vor den Augen; ihre Schönheit im Tode bringt

ihn fast von Sinnen, das nasse Haar um die nackten Schultern geschlungen! Er meint: die Augen öffneten sich, sähen ihm durch und durch in's Herz, sprächen statt Lippen. Er schüttelt sich vor Grauen. Doch er sieht nochmal fest hin. Es ist nichts; die Augenlieder sind ja fest zu, was will diese starre, kalte Schönheit gegen die lebendige, glühende Manadorens. Kaf ist wieder der Alte; er beugt sich zu der Leiche nieder, macht bedächtig seine Versuche, sie wieder zu beleben. Umsonst! Jetzt tritt er zu Heinrich, an welchem der Schiffswundarzt gleichfalls bereits jedes Mittel seiner Kunst erschöpft hat. Kaf berührt den Starren, da bewegt sich leise, kaum merklich, die Lippe, als wollte sie den Mörder anklagen. Kaf zieht die Hand zurück; doch ermannt er sich schnell wieder und setzt sein ärztliches Geschäft gelassen fort. Langsam öffnen sich Heinrich's Augen wieder, doch der Sehnerv faßt den Eindruck der Außenwelt noch

nicht; langsam löst sich mechanisch die Hand von Gülnarens Arm.

Da stürzt Manadora jauchzend auf die Kniee und vergißt alles um sich her. „Er lebt! Er lebt!“ — Ihr Blick fällt auf Gülnarens Leiche; in diesem Moment wird eine furchtbare Erinnerung, an die sie längst nicht mehr gedacht, in ihr wach; daß sie der, welche sie noch als Leiche neben Heinrich sieht, einst den Tod gewünscht. Alle Leidenschaft ist vergessen; der Anblick des Todes, vor dem das warme Leben in ihren Pulsen zurückschaudert, spricht ihre Schuld. Ueber alle ihre Gedanken schlägt wie ein ungeheures Netz der *eine* Wahn zusammen. — „Gülnare *muß* leben!“ ruft sie angstbeklommen, als hinge ihr eigenes Leben an der Wiedererweckung dieser Leiche, — „der Tod ist nur Lüge. Wach auf, wach auf, Gülnare! Sieh, ich bin's, ich, nicht Deine Herrin mehr, Deine Freundin, Deine

Schwester, Gülnare! Wach auf, o wach auf! Sieh: auch Dein Heinrich lebt ja wieder!"

„Sie ist todt!" sprach Kaf ruhig.

Heinrich hatte sich indessen allmählig erholt und sein Bewußtsein wieder errungen. Er hörte Kaf's letzte Worte und stieß diesen, der sich ihm auf's neue näherte, mit matter Kraft zurück: „Sei verflucht, daß Du mich wecktest!" Seine Stimme erlosch, die Augen schlossen sich; das Haupt sank zurück. —

Eine gefährliche Krankheit war die Folge jener ersten Worte: „Sie ist todt", welche Heinrich bei seinem Erwachen vom Scheintode gehört. Unvergeßlich für sein ganzes Leben blieb ihm der Klang jener Stimme, welche sie gesprochen, dieser Klang hatte Kaf's Bild tief eingeschnitten in Heinrich's Herz. In seinen wirren, wilden Phantasien klagte er den Eunuchen

als Mörder der Geliebten an und hielt förmlich Gericht über ihn.

„Deine Stimme hat sie gemordet! Du sprachst: Sie ist todt, da fiel die Blume vor dem Frost, und fiel in das Weltmeer. O, wie die Blätter sich lösen! Eins treibt hier, das andere dort, jedes blutig. — Der Engel weinte drauf; seine Thräne — das Blut auf den Blättern! — Immer weiter aus dem Auge, — ich sehe sie nie mehr, nie mehr! —"

Jetzt faßt er den Mörder an der Hand und schleppt ihn fort.

„Wohin?"

„Gott aufsuchen! In den Tiefen des Meeres, in den Höhen des Firmaments, im Sturm, Donner, in Wellen, Erdbeben, in Rache und Verzweiflung, im Tod — Gott aufsuchen! Wer schafft mir Recht, als Du, Gott! — Ich glaube Dich. — Wo bist Du? — Mein Recht! Mein Recht! — Wenn Du bist, — o so gib's!"

Er schleift den Eunuchen mit sich fort. Auf den Wellen hin. Von Wogenspitze zu Wogenspitze ein Sprung! Gott zu suchen, den Richter. Häuptlings hinab in den Grund des Oceans, des Sclaven Haar um die Faust geschlungen. „Wo bist Du, Gott? Nichts als Tod und Verwesung und Vernichtung drunter, allgemeiner Mord des Größeren am Kleineren. Fort, hinauf! Alpengipfel hinan! Wo der Gletscher blinkt; — Gott, Gott, wo bist Du?“ Er steigt, schleift den Mörder hinter sich, eine Lawine donnert, über ihn hinweg, er geht drunter hin, wie unterm weitvorspringenden Schleiergewölbe eines Wasserfalls. — Oben! Da steht der eisschimmernde Thron, auf der Alpe Spitze. — „Gott, Gott, wo bist Du? Verlassen und einsam der Thron, Reihen von Urweltsriesenthieren, im Kniefall anbetend vor Dir, o Richter, versteinert; thurmhohe Häupter, Felsstücke ihre Beine, — rings um den Thron; — und kein Gott, kein Gott!‘,

Der Kläger jammert, der Sclave lacht. Der Kläger packt ihn an der Kehle. „Höhnst mich? Ich würge Dich!“

„Siehst Du den Gott nicht?“ höhnt der Sclave ihn wieder.

„Wo? wo?“

„Auf dem Throne dort!“

„Ach Eine Wüste!“

„Das ist Dein Gott, — das Nichts! Das ist der Zweck des Lebens: Vernichtetwerden!“

„Nein! Nein! Ich weiß: Gott i s t! So gewiß ich selber bin, ist E r.“ —

Da lacht der Mörder: „Bist Du mehr als ein Schein? Was ist das Leben als Schein? Was ist einzig gewiß als das Nichts?“

„Und doch ist Gott! Verhöhne mich: doch weiß ich: er i s t! Er wird's rächen. Grad weil alles aus ist mit diesem Leben, raubtest Du mir die Ewigkeit, Mörder! Fort, zu Gott! In Verzweiflung und Nacht, in Tod und Zer-

störung such' ich Dich, Gott! — O zeige, zeige Dich!"

Flügel wachsen ihm, heben ihn, hoch über Alpenspitzen; — Adler tief unter ihm, klein wie das Schwarze im Auge. — Hoch über dem Ocean dahin, — drunter balgen sich die Metzen des Sturmes, die Wolken, es flattern ihre Haare, Schaum träuft von ihnen, ihre Wuthblicke sind Blitze; drüber hin fliegt der Rasende und hält den Eunuchen an der Kehle in die rollenden Donner hinein.

Plötzlich lichter Glanz, soweit das Auge des Fliegenden reicht, tief unter ihm in verschwimmenden Umrissen die Länder der Erde, Meere dazwischen wie lazurne Streifen, ringsum Sterne, einer durch den andern verdunkelt, jeder in jeder Sekunde größer werdend, ungeheuer, — jeder kreisend in seinem Lichtringe, einer scheinbar gegen den andern treibend, unaufhaltsam vernichtend, und doch jeder, (jetzt zeigt sich's) frei,

unangefochten, unzertrümmert am nächsten vorüberkreisend; so Hunderte, Tausende, und auf jedem — Glanz, Gesang, ... Aug' und Ohr betäubend dem Menschen, der im Fluge zwischen allen schwebt, beklommen, in jedem Augenblick versengt, zermalmt zu werden fürchtend. Er vergißt den Feind, den er mit sich geschleift, die Blume, sich selbst. „Luft, Freiheit! — Löse mich, löse mich, Gott! Laß mich Dein Antlitz schau'n, und ich bin frei!"

Da sieht er mitten in den zahllosen Kreisen der Welten eine Gestalt, jedes Glied, jede Ader, jeder Blutstropfen, der durchschimmert, — eine Welt, jede in rastloser Bewegung, und weil diese so rastlos, daß kein Auge sie verfolgen kann, scheint sie starr und fest, und ist's. Er sieht hin und wird blind, wähnt zu vergehn. Da mit letzter Kraft rafft er das Bewußtsein seines Selbst zusammen, und ruft in dies ewig Bewegte, in dies Unermeßliche, in jedem Au-

genblicke Neue, das dennoch stets in jeder Phase dasselbe bleibt, ruft er: „Weltgesetz, Liebeskraft! Du vernichtest mich, warum zeugtest Du mich? Nicht mehr ihn, — Dich klag' ich an vor Dir!“

Plötzlich wird ihm, wie er's gerufen, selig, wie nie, zu Muth, als ob tausend Engelstimmen ihn zur Ruhe sängen, und ein mildes Feuer durchquillt ihn von Häupten zu Füßen, als wär' er in den Born der Sonne gesunken, und hätte drin gebadet, stiege neugeboren draus hervor.

Eine endlose Wiese voll Blumen. Er fühlt, daß er in einer Wiege liegt; er sieht neben sich eine Leiche, sie wird begraben, er vergißt ihre Züge, — aus dem Grabe sprießt eine Rose, die Rose aber wird eine herrliche Jungfrau. Kaum sieht er hin, so ist die Jungfrau — Mutter geworden und blühende Kinder hüpfen an ihr hinan; daneben ist eine Henne, die ihre Küchlein

ausgebrütet hat; eben hüpfen diese aus den Eiern, folgen eine kleine Weile ihrer Mutter, — dann, als sie selbst ihr Futter finden, kümmern sich Mutter und Kinder nicht mehr um einander, — ein Stößer schießt hernieder, tödtet die Henne; ein Jäger legt auf den Stößer an; ein Räuber steht hinter dem Jäger, und dem Räuber gegenüber steigt ein Bergknappe aus dunklem Schacht empor, der Eisen zu Tage fördert; draus schmieden daneben zwei Schmiede einen Pflug und ein Beil. Ein Baum steht in voller Blüthe, jetzt wird die Blüthe zur Frucht; die Frucht fällt, das Laub dorrt und wird Spreu, — der Baum bleibt der alte, und wird wieder grün. Er sieht sein eigenes Gesicht in den Zweigen, — sieht's jetzt schon nimmer, sieht neue Zweige, tausend neue Antlitze am alten Baum. Eine Schlange ringelt sich aus Felsgestein hervor; — nein, 's ist ein Quell, jetzt wird er zum Strom. Hunderte ste-

hen am Ufer und schöpfen daraus, doch der Strom wird nicht kleiner; jetzt fließt er in's Meer, und das Meer wird nicht größer. Da rafft Heinrich sich auf, sucht wieder nach seinem Gotte, den er kaum geschaut und wieder verloren. „Du bist, und wir sind in Dir!" ruft er, und in göttlichem Stolz und in Gottesverzweiflung stürzt er sich in den Ocean, auf ewig unterzugehen! — — —

Dieser Zweifel, der während Heinrich's Fieberphantasien in seinem Haupte sich, im steten Zirkel drehend, zur Ueberzeugung verhärtet hatte, äußerte durch den namenlosen Schmerz, der mit jenem zusammenhing, eine doppelte Wirkung, — er verzögerte hartnäckig die Genesung Heinrich's, welcher in lichten Augenblicken ausschließlich den Bildern und Ideen nachgrübelte, welche ihn während seiner Fieberanfälle entweder quälten, oder durch Erhabenheit unbildlicher Ahnung aufrichteten, oder, wenn das Ende dem Anfang wie

ein Zwillingsbruder ähnlich sah, zermalmten; zugleich aber wurde allmählig Heinrich's ganzer Charakter durch die Ausbildung jener Zweifel zur völligen Theorie ein durchaus anderer, er hatte die frühere Spannkraft verloren und wurde eisernstarr in dem einzigen Trost, den er bei der Unmöglichkeit des Glaubens an individuelle Fortdauer, bei dem unfreiwilligen schmerzlichen Aufgeben der Hoffnung noch finden konnte, in der freiwilligen Unterwerfung an eine göttliche Naturnothwendigkeit. Welch ein Ersatz!! Doch war's frische Bergluft, um drin von jenem Zwiespalt zu genesen, welcher bisher an seinem Charakter hin und her gezerrt. Das Wechseln der Röthe und Blässe war von seiner Seele verschwunden, eine Leichenfarbe dafür ständig eingetreten; ein Ernst, der durch kein Streiflicht mehr erhellt wurde.

So umgewandelt, eben völlig genesen, betrat er den Strand Italiens, den Wellen zürnend,

daß sie ihn nicht verschlungen hatten. Von seinem Erwachen aus dem Scheintode bei Kaf's Berührung, aus seinen Fieberphantasien war ihm ein Abscheu gegen den Eunuchen geblieben, eben so als körperliches Empfinden, wie als geistiges Gefühl; beides vermochte er, soviel er drüber sann, sich nicht zu erklären, drum sucht' er es zu bemeistern, in den Grund seiner Seele hinabzudrücken und dort zu bergen.

Auf Manadora hatten der Tod Gülnarens und der Anblick der beiden Liebenden, wie sie Hand in Hand in den Wellen gefunden und zu ihren Füßen niedergelegt worden waren, einen bleibenden Eindruck gemacht. Alle edlen Grundstoffe ihrer Wesenheit, aus denen das Natürliche bisher nur in naturwidrigen Gestaltungen emporgeschossen war, klärten sich allmählig, und es dämmerte in ihr eine Ahnung von der ächten Würde des Weibes, von jener Größe, welche gottgleich über den Trümmern der Leidenschaft

in milder, ruhiger Majestät herrschen kann. Harter Kampf des Ursprünglichen mit langer überwildernder Gewohnheit. Nur durch ungeheuren Schmerz kann ihr Bewußtsein in voller Reinheit zu Tage kommen, kann ihr Wille stark genug werden, um das Temperament zu überwältigen. Der Tod Gülnarens hatte wie ein furchtbar Gewitter die krankmachenden Dünste zerstreut, in welchen ihre Leidenschaftlichkeit sie umfing; die Erinnerung an Friedrich's Liebe verdrängte jeden andern Gedanken, der Wunsch, ihn wiederzusehen, jeden in weitere Ferne reichenden Wunsch ihres Stolzes. Keine spöttisch hingeworfene Bemerkung Kaf's, der mit verbissenem Grimme auf diesem Wege den Verlust ihrer Selbstständigkeit sah, fruchtete. Das Herz beschämte den Verstand. Kaf lernte einsehen, daß die Zeit für seine Warnungen nicht günstig sei, und beschloß — nicht ohne eine gewisse Schadenfreude, die seiner gränzenlosen

Treue für Manadora keinen Abbruch that, sondern vielmehr damit zusammenhing, — sich still und ruhig bis zu dem Augenblicke zu verhalten, in welchem jene durch den Druck der Verhältnisse aus ihren Träumen geweckt werden würde.

III.

In Bari, wo die Reisenden an's Land gestiegen waren, erfuhr Manadora alsbald, daß der Kaiser sich in Ceperano befinde, wo er die päpstlichen Gesandten erwarte; sie beschloß nun, statt nach Neapel, geradesweges über Lucera und Campobasso nach Ceperano zu reisen; diese Ungeduld nach dem Wiedersehen enthüllte deutlich ihr Herz; sie glaubte, den verwegenen Wunsch der Krone vergessend, nur dunkel noch feindseliger Gedanken sich besinnend, auch im Hasse habe sich nur die rechte, unzerstörbare, nach Alleinbesitz strebende Liebe ausgesprochen. Zuweilen war

diesem sonst so stolzen Herzen, als müsse es dem Geliebten alles bekennen, um seine Vergebung flehen, daß sie ihn verkannt, daß sie ihn lieber todt als nicht ganz den Ihrigen gewußt hätte.

Der Kaiser hatte indessen mit Talent und Energie die glücklichen Erfolge benutzt, welche er gegen seinen Feind, den Papst, errungen; der letztere erkannte seine gefährliche Lage, zumal da seine Stellung, auch den wechsellaunigen Römern gegenüber, die ihn, nachdem sie ihn vertrieben, nur aus Aberglauben wieder in ihre Mauern aufgenommen, keinesweges eine sichere war. Um so willkommener war ihm des Kaisers Antrag zu Frieden und Versöhnung; demungeachtet wollte er sich nicht entschließen, diesen einzugehen, bevor nicht auch die Angelegenheiten der Lombarden, der alten, wenn auch zweideutigen Bundesgenossen Roms, inbegriffen und geordnet seien; er wußte gar wohl, daß dem Kaiser der Friede mit der Hierarchie auch haupt-

sächlich deshalb erwünscht sei, um mit ganzer ungeschwächter Macht das kaiserliche Ansehen in Oberitalien herzustellen; nie aber durfte das Oberhaupt der Hierarchie solches zugeben, sonst war die weltliche Macht derselben im Norden und im Süden von Hohenstauffischer Herrschaft eingeengt, nur mehr eine Form ohne Bedeutung und — wie bald vielleicht — von der weltlichen Gewalt gänzlich abhängig. Da der Papst demgemäß den Frieden, so erwünscht dieser ihm war, nicht voreilig abschließen wollte, zögerte auch Friedrich, Gaeta, welches von ihm abgefallen war, aufzugeben. Schon fürchteten alle, welchen das Wohl der Völker am Herzen lag, neues Zerwürfniß; da gelang es endlich dem Predigermönche Gualo Gualla aus Bergamo, durch Klugheit und Ausdauer das Werk der Versöhnung zu Stande zu bringen. Die Unterhandlungen, bei welchen der Kaiser im Gefühl seiner Ueberlegenheit dem Papste große Zugeständ=

nisse machte, wurden in Ceperano glücklich beendiget, der Friede in San Germano beschworen.

Manadora langte in San Germano, welches sie auf dem Wege nach Ceperano berühren mußte, an, ohne zu wissen, daß in der Nacht vor ihr der Kaiser ebendaselbst angekommen war; doch überraschte sie das Menschengewühl in den Gassen, das immerwährende Glockengeläute, der Schmuck der Häuser mit Maien, Blumengewinden und Teppichen. Da war niemand, welcher durch Fragen sich aufhalten ließ, lange Rede zu stehen; jeder rief, freudig, nach langer Beklemmung wieder leicht aufathmen zu können, — blos „Friede! Friede! Kaiser und Papst versöhnt!" statt weiterer Antwort, und eilte in die Kathedrale.

„Friede! Friede!" Auch Manadorens Herz schlug in solcher heiligender Regung und jauchzte zum Vater der Liebe empor, dankbar, daß seine

Fügung einen Vorwurf von ihr genommen, daß Friedrich glücklich sei. In dieser Stimmung war ihr die eigene einzelne Brust zu enge; was diese erfüllte, mußte sie ausströmen in den Jubel, in das Gebet aller. „Friede, auch für sie!“ O wie wohl war ihr in diesem Gedanken, und doch nur immer erst Sehnsucht, noch nicht Errungenschaft! Sie eilte in die Kathedrale; Kaf, dem diese allgemeine Freude und die Ursache derselben, der Friede, gleich unbehaglich waren, blieb davon, — Heinrich begleitete sie, auch mit einem Frieden im Herzen, mit dem starren, versteinernden Frieden der Hoffnungslosigkeit.

„Ehre sei Gott in der Höhe, und Friede den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind!“ Diesen Gesang der Engel über der Krippe, in welcher der Mensch gewordene Gott als Säugling lag, stimmte jetzt der Priester vor dem Hochaltare an, und alles Volk, Edle und

Niedriggeborene, sangen begeistert den Hymnus mit, welcher in so einfachen Worten das Myster und den Triumph der Liebesreligion verkündigte, deren Stifter am Kreuze für alle geblutet hatte. Als der Hymnus zu Ende war, verlas Johannes, der Kardinal, auf den Stufen des Altares stehend, die Bedingungen des zwischen dem Papste und dem Kaiser geschlossenen Friedens, welcher beide gleich sehr ehrte, da er auf Vergebung aller Unbill und Vergessen aller Beleidigung begründet, dann lösete der Kardinal im Namen des Papstes den Kaiser feierlich vom Kirchenbanne. Als fiele eine furchtbare Last von der eignen Brust, so athmeten jetzt alle, welche dieser Handlung beiwohnten, leichter, und blickten freier und kühner empor, denn beschworne Treue hatte jetzt auch vor dem Tribunale der Kirche, welche die Herrschaft Gottes auf Erden darstellt und verwaltet, wieder Gültigkeit erlangt. Und in jede Brust zog die Hoffnung ein, daß

ein großer Völkerfrühling am heutigen Tage sich blühend entfalte, und daß die furchtbare Irrung zwischen weltlicher und geistlicher Macht für *immer* geschlichtet sei. Nur der Kaiser, wenn er auch heiter schien, glaubte nicht daran, so sehr es ihn auch drängte, eine solche frohe Verheißung für wahr zu halten; in diesem Momente allgemeiner Freude und Begeisterung sah sein geistiger Blick weiter, und trübte sich; in diesem Momente, da alles trunken war vom Jubel über den Frieden zwischen *Kaiser* und *Papst*, dachte er — es war unumstößliche Ueberzeugung, daß zwischen *Kaiserthum* und *Papstthum* ewig nur Kampf möglich sei.

Doch er achtete die Charaktergröße seines im höchsten Greisenalter stehenden geistlichen Gegners, und, da es ihm klar geworden war, daß dieser persönlich hauptsächlich durch Verläumdungen niedriger Zwischenträger gegen ihn feindselig gehandelt; so beschloß er, Gregor den Neun=

ten sobald als möglich in Anagni zu besuchen, wozu ihn dieser auf's verbindlichste eingeladen hatte, und dort, vom Herzen zum Herzen, sich auszusprechen. Dieser Gedanke erhob sein Gemüth wieder, und umgab seine Mienen und seine Haltung mit dem Abglanz jener hehren Sicherheit, welche nur das Bewußtsein inneren Werthes verleihen kann.

„Wie ächt königlich, wie für eine Ewigkeit an Leib und Seele geschaffen steht er hier!" dachte Heinrich, und konnte sich dabei eines Schauders nicht erwehren, — „dieser kunstreich gestickte Purpur des römischen Imperators wird länger ausdauern, als das kunstreiche Werk, das er umschließt, das Meisterstück des Schöpfers: der Leib; diese Krone bedeckt ein Haupt, das jetzt weltbewegende Gedanken erzeugt und einst doch nur ein nackter Schädel sein wird, von jenem des Bettlers nur durch den Ort verschieden, an welchem er verwest! Von diesem erhabe-

nen Geiste, dem Hunderttausende sich beugen, der es nicht mit der Gegenwart allein, nein, der es glorreich mit der Idee aufgenommen, welche eine Vergangenheit beherrschte, der diese Idee zwingen will, in der Zukunft das Feld zu räumen, auch von diesem Geiste soll, wenn seine schwache Hülle durch irgend ein erbärmliches Ungefähr zertrümmert wird, nichts, soll kein Atom von Bewußtsein bleiben, kein Atom von Selbstständigkeit! Entsetzlich! Entsetzlich! Und doch ist's Nothwendigkeit, Gesetz, — war stets so, — wird so sein! Dies Gesetz, durch das wir leben, betrügt uns um das Leben, und stellt das Erhabenste auf Erden dem Dasein und dem Zweck des Wurmes gleich, den wir — zertreten! — Auch ihn verlieren können, — verlieren müssen — auf ewig!"

Er hätte aufschreien, sich durch die Menge des Volkes, der Ritter, der Prälaten und Fürsten an Friedrich hindrängen, ihn, der ihm von

seiner Knabenzeit an Ideal der Liebe und der Bewunderung war, umklammern mögen, als könnte er ihn so durch Anschmiegen seiner ganzen innersten Wesenheit vor dem gräßlichen Unvermeidlichen, und sich selbst mit ihm, in ihm retten. In diesem Augenblicke sah er sich selbst wieder vom Scheintode erwachend, mit nassen Haaren und starren Gliedern, Gülnare neben sich; das Wort Kaf's: „Sie ist todt!" summte ihm auf's neue durch die Ohren, und: „auf ewig dahin!" hallte es aus dem Abgrund seiner Seele zurück; — diese Tausende von Menschen, auf deren Gesichtern Freude und Hoffnung leuchteten, schienen ihm ihrer Kleider, ihres Fleisches nackt, die Kathedrale, durch deren Fenster die Morgensonne hereinschien, eine dumpfe Gruft, die Blumengewinde, welche sich um Säulen und Altäre schlangen, welke Todtenkränze und die Jubelhymnen ein einzig ungeheures Spottlied, welches der einzige Weltbeherrscher, der Tod,

hoch über Allen im Sturm dahinfahrend, zu seinem eigenen Triumphe sang.

Nachdem die Feierlichkeiten in der Kirche, wo der vom Banne gelöste Kaiser zum ersten Male wieder dem Hochamte beigewohnt, vorüber waren, wurden auch alsobald Anstalten zu dessen Abreise nach Anagni getroffen, woselbst er binnen drei Tagen anzulangen beschlossen hatte.

Herrmann von Salza, welchen Friedrich nach Verdienst hochhielt, (denn niemand war besser als dieser tüchtige, edle Mann geeignet, durch das Vertrauen auf seine Unbescholtenheit vermittelnd in die Irrungen einzugreifen) war bereits vorangeeilt, und Friedrich benutzte nun die wenigen Stunden der Rast, um sich mit seinem Großrichter Peter von Vinea, den er um seiner Gelehrsamkeit willen aus niedrem Stande zu dieser Würde emporgehoben hatte, über ein Werk zu unterhalten, welches mitten unter den Unruhen in seinen verschiedenen Reichen, mitten

unter den Zwistigkeiten mit dem Papste und manchen Andern, welche seine volle Thätigkeit fast Tag für Tag auf's strengste in Anspruch genommen hatten, in seinem Geiste entstanden und gereift war, — eine allgemeine neue Gesetzgebung für seine Völker, mit deren Ausführung er Peter von Vinea beauftragt hatte. Dieser vielgewandte Mann, Rechtsgelehrter und Dichter, von eisernem Fleiß und doch allen Freuden des Lebens hold, hatte die schwierige Aufgabe, welche fast ein ganzes Menschenleben erforderte, binnen wenigen Jahren auf eine Weise zu Stande gebracht, welche den Wünschen des Kaisers vollkommen entsprach, die zahllosen, vom Völkerleben bis in's innerste Familienleben verderblich hinabreichenden Widersprüche zwischen geistlichem und weltlichem, griechisch-christlichem und katholisch-geistlichem Recht, zwischen den römischen, deutschen, byzantinischen, lombardischen, normannischen, arabischen, jüdischen Gesetzen, Ordnungen und Ueberlieferungen zu

versöhnen, die Nationalitäten einander näher zu bringen, oder die Reste solcher zu ehren, die alten Fundamente für den Neubau einer großen, Allen zugänglichen Gesetzhalle zu benutzen, die gegenwärtige Generation mit allen ihren religiösen, staatsbürgerlichen, moralischen, philosophischen Ansichten, innerlich zu befrieden, den kommenden Generationen vorzuarbeiten im Geschäft einer großartigen Erweiterung der Ideen, die Vorurtheile, in welchen Einzelne und Communitäten eingerostet, zu vertilgen, die Verschiedenheiten der Rechte durch Feststellung der Einheit des Rechts auszugleichen, ohne sie zu verwischen, damit die königliche Gewalt, deren Ansehen durch das gegenüberstehende, immer weiter um sich greifende, von der Menge gläubig hingenommene der Hierarchie im Laufe der Zeiten immer mehr geschmälert worden, als lebendige Offenbarung des Gesetzes geachtet, geliebt und gefürchtet werde, als höchste unantastbare Blüthe, in welcher das

gesammte tausendgliedrige Leben dieses wunderbaren Organismus des Staates zur concreten Erscheinung kommt, — dies war die erhabene Intention, welche nur in einem Charakter wie Friedrich ausgebildet werden konnte, der, seine Gegenwart begreifend, in jedem Augenblick ihr Genüge leistend, und doch an ihr allein nicht Genüge habend, nicht blos an die Menschen, sondern an die Menschheit dachte, in die Individualitäten der Völker eindrang, der über den tausend kleinlichen Widerständen, welche in der ersten Hälfte seiner Regierung seine Thätigkeit in Anspruch nahmen, doch nie das große, ächt königliche Ziel aus den Augen verlor, ein Ziel, dessen Umrisse sich erst im Verlaufe seiner Herrschaft unter immer ernsteren Kämpfen klarer vor ihm entwickelten, — einem Charakter, der nicht blos den Adlerblick besaß, das Höchste und einzig Nothwendige eines Königes zu erkennen, nicht blos die Kraft, es zu wollen, sondern auch den unter

immerwährendem Gegenwirken immer fester werdenden Muth, es zu vollbringen. — Dieser Charakter, als persönlicher mild, gerecht, weise, liebenswürdig, rastlos, tausendlebig, und als geschichtlicher dadurch gekräftigt, daß er von der Idee, welche seine Ahnen nur wie ein Instinkt zum Kampf gegen die Päpste getrieben und unbewußt von einer Hülle nach der andern befreit, in reinster Klarheit durchleuchtet war, und alle Früchte ihrer Thaten als Summe von Kräften in sich vereinigte, — dieser Charakter stand jetzt, wenn auch äußerlich noch friedlich, der Hierarchie gegenüber, um ihr den Todesstoß zu geben, und die furchtbarste Waffe, die furchtbarste, weil die heiligste, war — ein neues allgemeines Gesetz; der Göttlichkeit der Hierarchie, die ihn als Knaben, da sie ihn für schwach und unbedeutend gehalten, beschützte, die ihn bis jetzt nur aufzuhalten, nur zu beschäftigen gesucht hatte, — war er jetzt, im Mittag seines Lebens stehend, im Be-

griff die Göttlichkeit des Staates gegenüber aufzustellen, wodurch jene verdunkelt werden mußte, denn die Hierarchie herrschte durch die Phantasie, der Staat sollte durch den Verstand und durch das Gemüth zugleich herrschen, indem er geradezu in's allernächste Praktische eingriff, den Leib sicherte, und wovon die Folge nicht zu berechnen war, dem Geiste das von der Hierarchie anfangs zum Schutze umgelegte Gängelband, das später zur Kette geworden, abnahm; dadurch sollte der Staat vom menschlichen Geiste statt unsicherer Sclaventreue, die sichere Gewähr des freien und bewußten Bündnisses erlangen.

Diese neue folgenschwere Gesetzgebung war nunmehr durch Peter von Vinea nach den leitenden Ideen des Kaisers mit Berücksichtigung der verschiedenen bisher bestandenen Gesetze, unter Beihülfe eines andern tüchtigen und treuen Mannes: Thaddäus von Suessa, beendigt, aber von dem Kaiser noch nicht vollständig revidirt

und noch nicht publicirt worden. Peter von Vinea, weltklug und umsichtig, konnte nicht umhin, den Kaiser mit treuem Rathe auf einen Theil der Gesetzgebung aufmerksam zu machen, von welchem er fürchtete, daß dessen Veröffentlichung und Sanction den kaum hergestellten Frieden mit der Hierarchie wieder auflösen und neuen Anlaß zu immerwährendem Kampfe geben müsse; dieser Theil betraf die kirchlichen Verhältnisse im Staate, deren Leitung der Kaiser in seinem neuen Gesetzbuche der Hierarchie entrissen hatte, so daß die letztere in seinem Reiche fast ganz von seiner Oberhoheit abhängig werden mußte.

„Ich habe, mein kaiserlicher Herr, Euren Befehlen gehorsam die neue Ordnung der kirchlichen Verhältnisse eingereihet und verzeichnet," sprach Peter von Vinea, „doch möchte ich Euch, um des allgemeinen Wohles und Eures besondren willen, in Treuen bitten, daß Ihr diese Angelegenheit noch einmal in Eurer Weis-

heit berathet und mit jenen Verhältnissen vergleichet, in welchen sich die Hierarchie noch heute befindet. Noch hat sie nämlich an Kräften nicht abgenommen, sondern vielmehr — trotz augenblicklicher Mißgeschicke — eine feste Stellung in den Vorstellungen des Volkes. Auch bedenket, daß dieses neue allgemeine Gesetz die Vorrechte, die Willkühr und Selbstherrschaft der Edlen beschränken und diese zu Unwillen und Trotz gegen die königliche Macht anreizen wird; deshalb überleget, ob es nicht besser sein dürfte, für einen solchen Fall, welcher nah oder fern von Euch zu erwarten ist, die Hierarchie zur Freundin und Bundesgenossin gegen die Edlen zu haben, oder gegen zwei gleich mächtige Feinde, gegen die Vereinigung der weltlichen und der geistlichen Waffen zugleich kämpfen zu müssen? Ihr selbst werdet Euch über den Erfolg nicht täuschen, welcher die Bekanntmachung Eurer kirchlichen Satzungen haben wird; darum

bitte ich Euch, da Ihr im Begriffe seid, zur Besiegelung der Versöhnung nach Anagni zu reisen, daß Ihr mindestens für kommende Zeiten verschieben möget, was, wenn es jetzt zur Kenntniß des Papstes kommt, die kaum geknüpfte Freundschaft für immer zerreißen muß."

„Ich erkenne: Deine Treue gegen mich ist fast noch größer als Deine Gelehrsamkeit," erwiederte der Kaiser; „ja Du bist Petrus, ein Fels, wie Christus sagte, und wirst mich nie verläugnen, wie jener seinen Meister in der Stunde der Noth. —" Treuherzig faßte der Kaiser ihn an der Hand, blickte ihn wohlwollend an, und fuhr fort: „Du, der Du lange Nächte über alten Gesetzesrollen mit mir, wenn ich aus der Schlacht kam, durchwachtest, Du weißt, wie ich denke. Ist es denn jene unsichtbare heilige Kirche Christi, welche ich verfolge, jene Gemeinschaft der Reinen, welche das Reich Gottes auf Erden bilden? Glaube ich nicht an jenen Erlö-

ser, der den Tod und die Hölle, — und was noch mehr sagen will: den Wahn und Haß überwand, der nicht blos die Nacht des Grabes, sondern auch die der Geistesknechtschaft lichtete, der — wäre er auch nicht schon von Anfang her der eingekörperte Gedanke Gottes, die lebendig offenbarte Liebesthat gewesen, mehr als die größten Heroen der Heidenzeit verdient hätte als Gott in das Reich des Lichtes aufgenommen zu werden!? Aber eine andre Kirche ist jene sichtbare, welche im Verlaufe der Jahrhunderte aus einem Asyle für Verfolgte zu einer weltbeherrschenden Zwingburg geworden ist. Das ist nicht mehr jene Kirche, in welcher das Wort des Herrn gepredigt wurde: Gebet Gott, was Gottes, und dem Kaiser, was des Kaisers ist. Diese neue Kirche ist in Zeiten, als alle Staatsgebäude zerfielen, selbst ein Staat geworden, und niemand wird so thöricht sein, zu läugnen, daß diese einzige feste Form in jenen Zeiten all-

gemeiner Barbarei und Verwirrung wie ein Tabernakel für Sitte, Glauben und menschliche Gesellschaft nöthig war. Heute aber, da der Staat etwas Wirkliches und als solches anerkannt ist, wird ebensowenig jemand so thöricht sein, zu glauben, daß der Staat auf dem Grund und Boden, den er behauptet, einen zweiten, geistlichen, dulden könne, oder einen solchen über sich, damit niemand wisse, welchem Staate er diene und welcher ihn beschütze; es liegt am Tage, zu welchen Irrungen dieser Wahn führen mußte. Die Aufgabe der Kirche: Staat zu sein, ist heute überflüssig geworden, und indem die Kirche sich noch immer diese Bestimmung anmaßt, wird sie zu einem todten Gliede am lebendigen Leibe, welches losgetrennt werden muß, damit nicht der ganze Leib dadurch leide."

„Ich fürchte: es ist noch genug Lebenskraft in diesem Gliede, daß es viel eher dadurch die

übrigen ausdrängt, als es durch seine Verwesung sie tödte," entgegnete Peter von Vinea.

„Ebendeshalb muß es sorgfältig beschnitten werden, damit die besten Säfte des Baumes: Staat statt in die Früchte aufzusteigen, sich nicht im allzuüppigen Blätterwuchs vergeuden," versetzte der Kaiser lächelnd, und fuhr dann ernster fort: „Fern sei mir's, alte Rechte zu kränken, indem ich ein neues Gesetz begründen will. Nein! Unversehrt laß ich, — so gut wie ich Juden, Griechen und Sarazenen in freier Bekennung ihres Glaubens schütze, — auch, nicht blos das innerste Wesen der römischen Kirche, sondern sogar jede Form, welche nicht störend in das Wesen des Staates hineinragt. Ließ ich im neuen Gesetze der Hierarchie nicht — für's erste wenigstens — die Machtvollkommenheit, jede Häresie vom katholischen Glauben zu untersuchen?...."

„Dafür behieltet Ihr die Bestrafung der

Ketzer dem Arme des weltlichen Gerichtes vor!" entgegnete Peter von Vinea.

„Willst Du, daß ich dem Fanatismus freies Spiel gebe?" rief der Kaiser lebhaft; — „denkst Du der vielen Gräuel nicht mehr, welche wahnsinnige Priester unterm Vorwande des Glaubens verübten, so lange sie Richter und Henker zugleich waren? Oh in dicken Zellen, welche den Priester von allen Freuden des Lebens abschneiden, wird Wollust gebrütet, und unbefriedigte Wollust schlägt in Grausamkeit um. — Nein: Menschlichkeit sei der Pulsschlag eines Gesetzes; und ich sollte meinen, die Hierarchie müsse mir danken, daß ich Kinder von Geistlichen der bürgerlichen Schande ihrer Geburt entreiße und sie vor dem Gesetz für ebenbürtig erkläre!"

„Hier sprach nur Euer Herz, mein Kaiser!" versetzte Peter von Vinea, „gerade diese gewiß ächt menschliche Bestimmung wird Euch die Hierarchie nie vergeben können; denn Ihr zerstört

dadurch, indem Ihr an's Licht des Rechtes bringt, was sie als Schande gern in ewiger Nacht vergrübe, — jenen Nimbus fleckenloser Tugend, durch welchen sie sich in der Phantasie der Menge erhält; Ihr zerschneidet dadurch den Nerv der Ascetik, welcher das ganze Muskelsystem bisher gelenkig und nach allen Seiten geschmeidig erhielt. Wenn Ihr diesen Artikel behalten und sanctioniren werdet, so erwächst Euch daraus ebensoviel, wenn nicht mehr Haß, als aus den übrigen, wodurch Ihr die Lebensbedingungen der Kirche feindselig angreifet, als aus dem Verbot der Berufungen nach Rom und aus dem der Schenkungen von Grundeigenthum an Kirchen, Klöster und einzelne Geistliche, als aus der Entziehung der geistlichen Gerichtsbarkeit, welche sie bisher über die Laien genoß, als aus der Vorforderung der Geistlichen vor die weltlichen Gerichte."

„Was wollt' ich denn," entgegnete der Kai-

ser heiter, „der Hierarchie gegenüber anderes, als eben ihre Existenz auflösen!? Als die Kirche anfing, ein Staat zu werden, mußte sie aufhören, die Kirche Christi zu sein; hat sie aufgehört, ein Staat zu sein, so wird sie ihren ursprünglichen Charakter wiedergewinnen. Ich will nicht den Glauben beherrschen, ich denke noch nicht daran, den Ritus zu beherrschen; aber ich muß den Staat beherrschen, das ist die erhabene schwerlastende Pflicht, die mir der auferlegte, vor welchem der Bauer, der Tag für Tag seinen Pflug führt und an nichts denkt, als Weib und Kind zu nähren, ein eben so großes Verdienst hat, als ich, und ebenso voll berechtigt dasteht, als das geistliche Haupt der Christenheit.“

„Ich habe alles gesagt, mein kaiserlicher Herr, was auszusprechen eine Treue, die aus Dankbarkeit und Bewunderung für Euch entsprossen ist, mich zwang;“ redete der Großrich-

ter; „Ihr habt mich aus der Niedrigkeit meiner Geburt, aus der Armuth meiner Jugend bis zu Eurem Throne emporgezogen, wie die Sonne bewirkt, daß Blumen sie anschauen; — was auch im Laufe der Zeiten kommen werde, — in dieser Treue, kraft deren ich jetzt alles sagen mußte, was mich mit gerechter Besorgniß um Euch erfüllt, werde ich stets bei Euch ausharren. O möchte mich diese Besorgniß täuschen, möchte Euch auf unblutigem Wege das Werk gelingen, welches Euer ganzes Leben in Anspruch nehmen wird!"

Der Kaiser schwieg sinnend eine kurze Weile, dann sprach er, seine Adlerblicke gen Himmel gewandt: „Ich täusche mich nicht! Was ich in langen Jahren immer klarer als höchste Aufgabe meines Lebens erkannt, wofür ich dies letztere eingesetzt habe, wird nicht im Frieden zu erreichen sein. Vielleicht wird's mein Untergang. Was liegt daran? — Vollend' ich's

auch selber nicht, es ist doch nicht verloren und aufgegeben; künftige Geschlechter werden auf dem Fundamente weiterbauen. In hundert kleinen Kämpfen, deren einzelner nicht der Rede werth ist, die eine minder nachhaltige Natur als die meinige längst aufgerieben hätten, ist meine Kraft biegsam und doch dabei so fest geworden, wie Stahl aus Damask, der aus vielen hundert Drähten und Kettengliedern zusammengeschmiedet wird. Was ich für wahr, für meine Pflicht, für meine Sendung halte, will ich nicht durch rohe Gewalt, sondern durch das Recht zu vollbringen suchen; über jene komme die Schuld und das Gericht, welche diesem nur die Entscheidung des Schwertes, oder die schlimmere der Falschheit entgegenstellen. Und, käm's so weit, — wär's dann zu fürchten? Dann wäre es mir erwünscht, nach so vielen kleinen Kämpfen ohne Namen, mit einem einzigen großen, glorreich selbst durch den Fall, meines Lebens Ausgang

in der Geschichte anzumerken. Was ich beschloß, bleibt gethan, und lieber ein Glied vom Leibe verlör' ich im Kampf, als einen Buchstaben aus dem Gesetz, das ich einmal aufgerichtet."

„Wehe denen, die Hand daran legen, es umzustürzen," sprach Peter von Vinea, „wehe dem Geschlechte, das in einer gesetzlosen Zeit am Lichte der Sonne wandelt; denn der furchtbarste Tyrann ist die Anarchie, und Gräuel sind's, aus denen ihr Thron aufgebauet ist!"

„Ich hoffe in schöneren Hoffnungen wie in Blumen sterben zu können!" entgegnete Friedrich, „gibt Gott mir langes Leben, so werden unsere Söhne und Enkel glücklich sein. — Doch ich stehe jetzt auf der Mittagshöhe meines Lebens. Etwas wonnig-Göttliches ist's, was mich zuweilen übermannt, wenn ich die Stadien meiner Vergangenheit zurückmesse, wenn ich das Unermeßliche der Gegenwart überschaue. Allenthalben Keime, Hoffnungen! Gibt es Lieb-

linge der Götter, so bin ich einer von deren kleiner Zahl; denn mir ward alles, was der Sterbliche erreichen kann, und das Höchste dazu, die Hoffnung, die mir schon als Bürgschaft winkt; mir wurden Menschen gegeben, die mich ganz erfassen und reines Herzens und starken Muthes meine Gedanken verkörpern; — Du voran! Mir ward es gegeben, raschen Schrittes durch ein Jahrhundert wie durch kurze Tage zu eilen, und meine ganze Zeitgenossenschaft mit mir zu führen! Dies Bewußtsein ist das Mark meiner Kraft! — — Und nun leb' wohl, Meister! Die Stunde ist um; ich reise jetzt ab. Der Himmel füge es, daß Gregor erkennen lerne, wie elend die Lügen waren, welche ihm kleinliche Zwischenträger über mich hinterbrachten. Auf Wiedersehn in Neapel, Petrus! Wir werden jetzt endlich wieder Muße haben, die edle Kunst des Gesanges zu pflegen und uns nach den Lasten des Kampfes in dem Bronnen der Wissenschaf-

ten zu erlaben. — — Noch Eins, Meister! was mir schwer auf die Seele fällt; unsere junge Hochschule in Neapel *) hatte während des Kreutzzuges und durch die Einfälle der Schlüsselträger manches Harte zu erdulden; prüfet, ich bitt' Euch, während ich in Anagni bin, den Zustand der Hochschule, daß wir, wenn ich zurückkomme, gemeinsam berathen können, was dieser meiner Lieblingstochter frommen mag."

Petrus von Vinea geleitete den Kaiser aus dem Gemache hinab in den Hof, wo das Gefolge seiner harrte.

Der Kaiser wollte eben zu Rosse steigen, als Manadora, welche in demselben Augenblicke gekommen war, auf ihn zueilte. Die ganze Gewalt der ersten Liebe überwältigte sie, als sie ihm nach langer Trennung wieder so nahe war, als sie seine Hand, die so oft an ih-

---

*) Gestiftet im Jahre 1224.

rem Herzen gelegen, wieder an das ihrige drückte. Sie überließ sich ganz, ohne Rücksicht auf alles um sie her, ihrer Leidenschaft. Heinrich stand unbeachtet unter der Menge von Edlen, die, bereits zu Rosse sitzend, mit Staunen die schöne Frau betrachteten, welche einer holden Fee gleich so plötzlich wie vom Himmel herabgeschwebt zu sein schien.

„Manadora!" rief der Kaiser, nicht weniger überrascht, als alle Uebrigen; die Lebhaftigkeit der Freude, welche unverkennbar sein Antlitz verschönte, erhöhte Manadorens Wonne bis zum Taumel. Sie lag an seiner Brust; es war ihr, als bräche ihr das Herz. Friedrich gewann zuerst Fassung, und bedachte, welches Schauspiel er gebe. Mit sanfter Gewalt wand er sich aus ihrer Umarmung, und sprach zu den Baronen, die ihn umgaben: „Ihr seht die edle Fürstin von Campofelice, deren Freundschaft ein heiterer Stern in meinem Leben ist."

Da besann sich Mancher des Kastells Campofelice, welches einsam in einer wilden Gegend der Terra di lavoro gelegen, im Volke als ein von Dämonen bewohnter Ort verrufen war, und, wen die seltene Schönheit der hohen üppigen Gestalt blendete, der gestand sich wohl, daß sie ein überirdisches Wesen sei, welches jene verzauberten Räume bewohne.

Manadora war von der ersten Betäubung erwacht. Sie unterschied jetzt die Menschen, welche sie umgaben; sie sah die Anstalten zur Reise. „Ich komme, und Du scheidest schon?" sprach sie bestürzt leise.

„Ich reise zu dem Papste nach Anagni, meine Blume!" erwiederte Friedrich; das Wort Blume verscheuchte schnell den Gram, der eben ihre Stirne verdüstern wollte. An solchen Kleinigkeiten hängt die Liebe, an Namen, an Spielereien. „Nichts, nichts hast Du vergessen,"

alles Sinnes zu ermangeln schienen, und von einer erzwungenen Lustigkeit überfirnißt waren. Wenn diese seine widerliche Laune von Manadora und Heinrich getadelt wurde, rächte er sich an beiden dadurch, daß er sie in der Irre herumführte, denn nur er allein kannte in diesen wilden Gegenden, welche aus ihres Vaters Vermächtniß ihr gehörten, jeden Weg und Steg.

Dieses Wesen trieb er auch noch in den ersten paar Tagen, nachdem Manadora das Castell Campofelice erreicht hatte. Mit großer Vorsicht lud er selbst sein Gepäcke von den Saumrossen, trug es in das schon früher einmal von ihm bewohnt gewesene Gemach, und litt durchaus keine Beihülfe von den Dienern, welche Manadora mitgebracht hatte. Mit der liebenswürdigen Geschäftigkeit einer Braut, welche ihre Aussteuer besorgt, machte diese sich in den ausgedehnten Räumen des alten Kastells zu schaffen, welchen man auch noch in ihrer jetzigen Ver-

wahrlosung und Verwilderung die Pracht und den verschwenderischen Luxus ansah, die einst hier geherrscht hatten. Da wanden sich geheime Treppen zwischen den Mauern von Prachtsälen, da gab es trauliche kleine Gemächer nach orientalischer Sitte eingerichtet, daß die Sclavinnen, welche Manadoren begleiteten, auf's neue in einen Harem sich versetzt wähnten; da waren prachtvolle, mit Edelsteinen eingelegte Thüren mit kunstreich gearbeiteten Schlössern; Kaf wußte für jedes den passenden Schlüssel, und wenn er eins aufschloß, wähnte Manadora, welche sich in ihrer Kindheit nie darum bekümmert hatte, sie träume; denn zahllose Schätze und Kostbarkeiten waren drinnen aufgehäuft, daß sie anfing zu begreifen: ihre Mutter habe sie als reichste Erbin Italiens hinterlassen. Nur einen einzigen alten Thurm, der von oben bis unten mit Epheu umsponnen war, schloß Kaf nicht auf; er behauptete, den Schlüssel dazu verloren zu haben; in diesem

Thurme aber lag manches schöne Weib begraben, das hier inmitten aller Pracht freudlos und unbeachtet gestorben war.

Heinrich fühlte sich unheimlich in diesem einsamen Kastelle, und konnte den Tag kaum erwarten, wann er durch des Kaisers Erlaubniß vom Dienste Manadorens entbunden würde. Das einzige, was ihm noch als Gegengewicht gegen seinen Gram geblieben war, die Sehnsucht nach Thaten, die er schon als Kind, schon als Jüngling gehegt, die immer nur unzulänglich durch unbedeutende Begebenheiten gestillt worden war, diese Sehnsucht schrumpfte ihm zusammen in den dumpfigen Räumen, unter der verwitternden Pracht, den Exuvien sardanapalischer Wollust, die einst hier geathmet haben mochte. Er eilte, so oft er konnte, hinaus in den seit Jahrhunderten nicht gelichteten Wald, und jagte, sich selbst verspottend, daß dies nun

seine ganze That, die Summe seines Lebens sei. — So trieb er's Tage lang, und lag auch manche Nacht draußen unter überhängenden feuchten Felswänden, oder am Ufer des Waldbaches, der dürre Reiser und abgebröckelt Gestein brausend dahinrollte, — und sah mit Lust in den Graus der Zerstörung.

Ganz anders fand sich Kaf in Campofelice. Er, der einst manche geheime Freuden hier belauscht und bedient, fühlte sich jung und kernfrisch. Jetzt ein Sechziger, hatte er noch die schwellende Mannskraft in den Muskeln, nur spärlich durchzog, wie Silberadern im dunklen Schacht, das Grau des Alters sein dichtes schwarzes Haar. Und als auf Manadorens Geheiß nach ihren Anordnungen die Sclaven und Sclavinnen mit flinken Händen die alte Pracht wieder hergestellt, war ihm, als sei zwischen einst und jetzt kein Unterschied. „Ei, wirst Du genäschig?“ rief ihm Manadora einst muth-

willig zu, als sie sah, daß er von ihrer Tafel die süßesten Leckerbissen in die Zelle trug, welche er bewohnte.

„Soll ich? Soll ich nicht?“ sprach Kaf, als er sich eines Abends in seinem Kämmerchen allein befand.

„Du kannst's, — auf mein Wort!“ scholl eine feine heisere Stimme aus einer Ecke, doch war im ganzen Gemach keine Menschenseele zu sehn. Wer durch's Schlüsselloch gelauscht hätte, würde geglaubt haben, das Kastell werde von einem Kobold bewohnt, mit welchem Kaf sich unterhalte.

„Ja Du hast Recht, Kleiner!“ sprach Kaf nach kurzer Ueberlegung; „'s ist besser! — Lange schwankte ich. Ich thu's! — Es würde sie tödten, wenn die Wahrheit erst nach längerer

Täuschung an den Tag käme.“ — Er vergaß den Zeugen. Diese wilde verschlackte Natur mußte sich Luft machen. „Was hast Du aus mir gemacht, Allah!“ rief er, wild lachend, und faßte mit beiden Fäusten an seinen Schädel. — „Spott! Spott! Ein Unglücksprophet, dem nie geglaubt wird! Spott der Menschen und der Thiere! Der wiehernde Hengst, der brüllende Stier, das Fliegenpaar sogar, das mir vor den Augen hin und wiedersummt, verhöhnen mich, sind mehr als ich, sind g a n z! — Wie lang' noch duld' ich's? O hättest Du mir nicht noch e i n Wesen gegeben, erst i h n, dann s i e, nichts hätt' ich dann gewußt, als zu morden, — nur um mein Leben zu fühlen! Doch Du gabst mir sie; ich steh' für sie ein; ich liefere sie Dir ab. Sei gepriesen, Allah!“

„Heilige Sybilla, steh' mir bei! Ein Heide!“ wimmerte die Stimme in der Ecke.

Kaf besann sich. Mit losbrechender Wildheit

stürzte er hin, wo die Stimme erklang. — Als er dort war, verschwand sein Zorn und verwandelte sich in Lachen. Er klopfte auf einen Sack und sprach: „Still Du da drinnen! Denke, daß ich zwei Fäuste besitze; und für Dich reicht eine schon hin!....“ Er dachte an das, was er gesprochen, zurück. — — „Magst Du's gehört haben!“

Manadora erging sich des Morgens in dem Garten, welcher innerhalb der äußersten Umfangsmauern lag und nach ihrer Anordnung aus dem Zustande von Verwilderung, worin sie ihn gefunden, bereits zum reizendsten Aufenthalte wieder umgewandelt worden war; nur einzelne alte Eichen und Hängebirken, welche von dem Beil verschont geblieben, erinnerten an die frühere Oede und Melancholie des Ortes; das junge

engverwachsene Holz war zu kühlen Lauben und Gängen benutzt worden, und wo noch vor kurzem ungesunder Sumpf gewesen, standen jetzt zierlich geordnete Blumenbeete und trieben eine Menge Knospen und Blüthen an's warme Sonnenlicht herauf. Manadora freute sich ihrer Schöpfung, wie eine Mutter ihrer schönen Kinder.

„Ein schöner Witwensitz, Madonna!" sprach Kaf, der auf den festgestampften und reinlichen neuen Wegen zwischen den Beeten ihren Schritten lange gefolgt war.

„Pfui, wie kannst Du mich so erschrecken!" versetzte Manadora, — „welche häßliche Gedanken! Doch ich kenne Dich ja, Du liebst es, den Genuß der Gegenwart, wenn sie am heitersten mich umschmiegt, stets durch irgend ein finsteres Schreckbild der Zukunft zu verscheuchen. Was sprichst Du mir jetzt vom Tode! Ich will an ihn nicht denken, ich läugne ihn, denn er ist mir unbegreiflich."

„Das heißt: Ihr fürchtet ihn!" sprach Kaf trocken.

„Geh, Freudenverbitterer! Du hast ein fürchterliches Talent, den lebendigen Gedanken aus dem Haupte zu nehmen und wie ein Opferthier zu zerlegen, daß der Todeskrampf zum Vorschein kommt. Warum wardst Du kein Mönch; Dein Geschäft ist, Todte zu behüten."

„Sagt: Lebendige! Vor dem Leben! Hm. Ich müßte mich als Mönch gut ausnehmen, als Beichtvater besonders. Ihr könntet, wenn Ihr einmal Kaiserin seid, ein Wort für mich einlegen, daß ich heimlicher Oberhofpopanz werde, der Männer Vogelscheuche; dafür taug' ich!"

Das Wort: Kaiserin weckte in Manadorens Seele den bösen Geist wieder, welcher die Liebe, durch die Magie des Wiedersehens, eingeschläfert. Der Pfeil blieb haften, die Unruhe war da. „Wie thöricht sprichst Du!" sprach Manadora,

unwillig über ihn und sich selbst; — „O hätt' ich nie auf Dich gehört! Was gabst Du stets zum Entgelt meines Vertrauens mir andres, als Unheil! Ich will von Dir nichts wissen. So oft Du die Lippen aufthust, geschieht's nur, um mein Herz mit einem bösen Hauch krank zu machen."

„Ich weiß nicht, was ihr Christen unter dem Worte Treue versteht; es muß was Abgeschmacktes sein, denn tausend Thorheiten nennt ihr so; aber das weiß ich: daß ich lieber meine Augen verlöre, als daß ich die Eurigen weinen sehe; und den würg' ich, der Euch mit falschen Küssen erstickt."

„Das ist Treue!" sprach Manadora ergriffen, „die Treu' eines Löwen. Was wolltest Du sagen, Kaf? Ich glaube an Deine Prophezeihungen nicht, will nicht dran glauben. Ein Witwensitz! Dacht ich denn schon an Ehe!

„Ihr thut es jetzt wenigstens...."

„Geh! Du stachelst verwegene Gedanken auf. Nichts davon!“

„Ich will schweigen, Madonna! —“

„Nein! Du sollst's nicht! Ich merk' es am Klange Deiner Stimme: Du hast schlimme Nachrichten für mich. Hältst Du mich für so schwach, daß ich das Schlimmste zu hören, zu ertragen mich weigre? O so sprich um des Himmels willen! Du sollst nicht schweigen!....“

„Was sprach ich so Arges? Sprach ich von Witwenschaft, so sagt' ich doch nichts vom Tode. Kann man nicht Witwe werden, ohne zuvor Gattin gewesen zu sein? Gibt's keinen Verlust, als den durch den Tod?“

„Was soll ich hören?“

„Nichts! Wenigstens nichts vom Tode, da Euch der Tod das Schlimmste dünkt. Im Gegentheil: Ihr könnt das Lustigste von der Welt hören, ich kann Euch von einer Heirath erzählen....“

Er hielt inne, sie wagte es nicht, ihn zum Weitersprechen aufzufordern; da sie's nicht that, fuhr er fort: „Der Kaiser wird sich nämlich zum dritten Male verheirathen; er hat Glück in der Liebe. Er will die Welt mit Hohenstauffen bevölkern. Das hat er vor den Päpsten und — vor unser einem voraus Staunt Ihr, Madonna? Ich habe meine gute Quelle und kann sie Euch weisen, wenn Ihr wollt. Ich könnte Euch noch mehr sagen, wenn ich nicht überzeugt wäre, daß Ihr genug zu wissen glaubt."

„O sprich!" drängte Manadora, zwischen Hoffnung und unabweislichem Grauen.

„Ihr wollt es? Gut! Der Kaiser verschwägert sich mit allen Völkern der Erde. Er freit nicht die Herzen, er freit die Namen, die Ansprüche; man bringt ihm Königreiche zur Morgengabe, und er bringt dafür seinen Frauen frühen Tod zur Ausstattung; er kann nichts dafür, es ist sein Schicksal, das aus seinen Küssen,

seinen Umarmungen tödtet; Ihr seht: er erweist Euch eine Wohlthat, wenn er mit Euch die Ringe nicht wechselt, und Ihr müßt ihm dafür danken, statt ihm zu zürnen, wie Ihr's eben wollt."

„Schweig! Schweig!" rief Manadora, und doch forderte der Ausdruck ihres Antlitzes den Eunuchen auf, weiter zu reden, alles auszusprechen. Er bemerkte ihre Ungeduld ganz wohl, und fuhr fort: „Arragon sandte ihm seine erste Gemahlin Konstanze, die Witwe Emerich's, des Ungarnkönigs; er war fast noch ein Kind, als er sie heirathete; sie gebar ihm Heinrich, der jetzt in Deutschland König ist, und starb in Katanea im Jahre 1222 Friede sei mit ihrer Seele! Jolanthe von Jerusalem war seine zweite Frau, sie gebar ihm — wißt: bevor wir nach Palästina fuhren, seinen Sohn Konrad, und starb, es sind jetzt zwei Jahre. Als er Jerusalem verließ, um nach Europa zurückzukehren, . . . doch

ich fürchte, Ihr seid meiner Erzählung überdrüßig....“

„Fahre fort!“ sprach Manadora fast athemlos.

„Wo blieb ich? In Antiochia! Ganz recht, in Antiochia war's, wo ihn ein edles Fräulein liebgewann, Mathildis; sie gab sich ihm ganz hin, denn sie hoffte, er würde sie zur Kaiserin machen. Wir waren damals noch in Jerusalem, und ich erfuhr davon erst vor kurzem; — gut! Eben vor kurzem war's in Apulien, daß diese edle Dame ihm ein Söhnlein schenkte, das nach dem Vater Friedrich genannt wurde, die Geburt dieses Kindes kostete der Mutter das Leben.“

„Ende! Ende!“

„Wovon wollt' ich reden? Von der dritten Heirath des Kaisers! Gut! Jene Verbindung war keine Ehe, — ich glaub': ich sagt' es schon; so wenig wie eine andere, die der Kaiser in Deutschland schloß. Es ist Unglück

bei seiner Liebe, Madonna. — Nun denkt: ist's nicht lustig, daß er sich die dritte Gemahlin, welche seine Krone theilen soll, aus dem kalten, rauhen Norden, aus England holen will? Isabelle heißt die neue Glückliche! Eis und Glut werden sich verbinden, Glut das Eis schmelzen und vertilgen, das ist Nothwendigkeit."

„Fort! Verläumder!" rief Manadora in heftigster Aufwallung des Zorns. „Du lügst, häufest Schmach des Verraths auf seinen Namen, um mich in meiner Liebe irre zu machen. Geh! Ich will Dich nicht wieder sehen! O ich durchschaue Dein Wesen. Ich bin Dir ein unantastbarer Schatz, den Du mit Treue behütest! Doch weil Du mich nicht besitzen kannst, Du, der Unbedeutende, der Häßliche, der Verstoßene, gönnst Du mich auch dem Besten, dem Edelsten nicht. Das Juwel, das bei dem schmutzigen alten Geizhalse an Glanz verliert, das in seinem Besitz ungekannt vergraben liegt, — wie

leuchtet's so glorreich in des Königes Krone. Der Besitzer adelt den Besitz, nicht dieser jenen. Ja, niedre, unnatürliche Eifersucht ist's, die aus Deiner Phantasie wie aus einem Sumpf giftige Dünste emporsteigen macht, um mein Vertrauen, mein Glück zu tödten. Geh, ich zürne nicht Dir, sondern mir, daß ich anfangs zürnen konnte! — — Du bist geistesschwach geworden, wenn Du glaubst: ich könne Dir glauben; und so sieh', wie ich Deine Lügen hinnehme; sie sind Friedrich's sonnenhellem Bilde gegenüber so plump, so häßlich, daß ich jetzt von Herzen drüber lachen muß."

Kaf war gereizt. „Ich meint' es redlich, denn Ihr jammert mich; ich mußte das meinige thun. Gut! Ihr werdet's empfinden. Ihr lacht mich aus als verrückt, Ihr nennt mich einen Lügner! — Ich will Euch meinen Gewährsmann stellen."

Trotzig ging Kaf von ihr, einen Stachel in

ihrem Herzen zurücklassend; sie rang, ihre Ungläubigkeit für Kaf's Nachricht durch ihren Glauben an Friedrich zu befestigen; schlimm genug, daß sie Kaf's Worten so lange neugierig gelauscht; diese Neugierde bewies, daß ihr Glaube minder fest war, als sie selbst wähnte. Jemehr sie sich Gewalt anthat, die Erinnerung an Kaf's Worte als an ein thörigtes Mährchen zu verbannen, — je öfter und lebhafter kehrte diese wieder und brachte auch die andre an Friedrich's Krönung in Jerusalem mit, an ihr Vergessensein, und eine zahllose Menge flüchtig durcheinander dahinrauschender Bilder und Gedanken. Zum zweiten Male schien ihr Friedrich's Wiederkunft der Stern der Verheißung.

Mittlerweile war ihr Geburtstag herangerückt, und Kaf hatte alles bereitet, um denselben so glänzend zu feiern, als es ihm in der ländlichen Abgeschiedenheit von Campofelice möglich wurde. Vertrat er doch so zu sagen Mut-

terstelle an ihr; betrachtete er sich doch als ihre Duegna und als ihren einzigen aufrichtigen Freund zugleich. Alle festlichen Anstalten jedoch vermochten Manadorens Herz nicht zu erfreuen, ihr Friede war ja auf's neue getrübt, und wenn sie auch sich dem Geräusch des Festes hingab, so wurde sie vornämlich durch die Absicht, sich zu zerstreuen, ja zu betäuben, hiezu bewogen. Heinrich's Abwesenheit hatte sie vermissen gelernt, und verargte es ihm denn auch heute nicht, daß er, statt sie zu begrüßen, wie sonst seinem feindseligen Wesen draußen in Wald und Feld nachhing.

Die Mehrzahl der Sclavinnen erlustigte sich auf einem großen Rasenplatze mit Ballspiel, andere wanden Tamburine schwingend und schlagend anmuthige Reigen durch die Gruppen der im Spiele bald dahin bald dorthin schwebenden Freundinnen. Manadora lag in einer Laube, und dachte, zwischen Glauben und Zweifel

schwankend, des Geliebten. Ehe sie sich's versah, war Kaf zu ihr gekommen und ihm folgten zwei Sclavinnen, welche einen von vergoldeten Dråhten gebildeten Kåfig trugen. In demselben lag, in einer ausgespannten seidenen Hangmatte sich schaukelnd, ein Zwerg, nicht größer als ein zierliches Damenåffchen, und guckte, behaglich an allerlei süßem Backwerk naschend, neugierig durch die Ståbe.

Kaf winkte den Sclavinnen, den Kåfig niederzustellen und sich zu entfernen. Sie zogen sich langsam zu ihren Gefåhrtinnen auf dem Rasenplatze zurück, welche vor Erståunen Ball und Tamburine wegwarfen und dem Gebote des finsteren Kaf nur ungern gehorchend, in die reizendsten Gruppen zusammengedrångt, soviel als möglich in ihrer Entfernung von dem kleinen Wundergeschöpfe zu sehen und zu hören strebten und unvermerkt demselben immer nåher und nåher schlichen, bis ein strenger Blick, eine dro-

hende Bewegung des Eunuchen sie wie muthwillige Vögelchen wieder aufscheuchte und zurücktrieb. Der Zwerg hatte wie ein Papagei sein Futter in kristallnen Tröglein, Früchte und Naschwerk und ein zierlich Gefäß mit süßem Getränk im Käfig.

„Schöne Frau! Schöne Frau!" rief er ihr erstaunt aus seiner kleinen Hangematte zu. Manadora lächelte über den Kleinen und befahl dem Eunuchen, den Käfig zu öffnen. Da sprang der Kleine, behend wie ein Aeffchen, über seine eigenen Beine kollernd, im künstlichen Radschlag heraus und Manadoren entgegen. Mit närrischer Ungezogenheit, welche sich diese gefallen ließ, faßte er ihre schneeigen Arme, zupfte sie am Gewand, kletterte hinter ihr an den Stämmen der Laube hinan, hing sich, über ihr sich zu schaukeln, an die Zweige, blickte lüstern auf das Wogen ihres Busens, auf die ganze üppige Gestalt hernieder, und rief dann, mit einem

Satze niederspringend: „O wie schön, wie schön bist Du!"

Lächelnd blickte Manadora auf den ungezogenen kleinen Schmeichler. „Woher bringst Du mir dies närrische Geschenk?" fragte sie dann den Eunuchen, welcher nach orientalischer Sitte vor ihr kauerte. Er lachte und erwiederte: „Ich stahl ihn, oder besser: lehnte ihn ohne des Eigners Wissen; doch glaub' ich, daß dieser ihn gern Euch schenken wird, sobald er weiß, daß der Kleine Euch Freude macht. Geschwind, geschwind, Parrucchetto! wie heißt Dein Herr?"

Der Kleine warf sich in die Brust, und gab schnell in einem Athem, wie ein Vogel, dem man sein Sprüchlein eingelernt, die Antwort: „Friedrich der Zweite, römisch-deutscher Kaiser, König von Apulien und Sicilien, Cypern und Jerusalem. Und Parrucchetto, Signora, heiße ich!" dabei machte er eine zierliche Verbeugung wie ein alter Hofmann.

„Ich fand Parrucchetto in San Germano,“ sprach Kaf, „ich stolperte dort, und dachte es wär' ein Stein; wie ich mich umsah, war's der!“

„O wie schön, wie schön seid Ihr!“ hub der Kleine wieder an, ganz in ihren Anblick verloren; so verständig sie war, sie war doch eine Frau; der Zwerg hatte durch Vermittlung ihrer Eitelkeit ihre Gunst rasch erschlichen, sie tändelte mit ihm, und nahm ihn auf den Schooß wie ein Kind. „Wie alt bist Du, Parrucchetto?“

„Zwanzig, —“ versetzte dieser, „am letzten Pantaleonstage wurde ich's;“ da streifte sich Manadora erröthend das alte Kind vom Schooße ab, und sprach, doch wohlwollend: „Geh, sei hübsch artig, und Du sollst es gut bei mir haben. Schöne Mädchen werden Dich wie ein Püppchen hegen und Dir die süßesten Leckerbissen geben.“

„Das weiß ich,“ erwiederte Parrucchetto,

mit lächerlicher Klugheit, — „mein Freund, Messir Kaf, erzählte mir davon, bevor ich die Reise mit ihm antrat, um der liebenswürdigsten und in jeder Art einzigen Dame meine Höflichkeit zu bezeigen und meine Dienste anzubieten.“

„Ich steckte den Knirps in meinen Sack, und warf diesen hinter mich auf mein Pferd; dies, Madonna, war die Beschaffenheit seiner Reise,“ fügte Kaf hinzu.

„Ach, das abscheuliche Pferd! der häßliche Sack!“ seufzte der Kleine. „Sonst, wenn ich mit dem Kaiser ausritt, nimmt der Jägermeister den Falken auf die Faust, und sein Hintersmann mich; da sitzt sich's sanfter. Doch Kaf ist gut, er gibt mir, was mein Herz verlangt, — — und heute auch Deinen Anblick, o sehr edle Dame, die Du würdiger als jede andere wärest, Kaiserin und Königin zu sein“; sprach er galant.

„Mein Freund Parrucchetto erinnert mich an ein Versprechen,“ unterbrach ihn Kaf, spöttisch

lächelnd; — „Ihr wolltet den Gewährsmann für meine Nachricht, die Ihr eine Lüge nanntet? — Hier ist er. — Ihr seht, Madonna: ein ehrenwerther Herr, der bei Jung und Alt zu jeder Stunde Zutritt hat, und im Nothfall den Weg durch's Schlüsselloch findet, ein Herr, der keinen Grund zu lügen hat, vor dessen Gegenwart man sich nicht Acht nimmt, sondern das Geheimste des Herzens herauszusagen pflegt, und dieser Herr," — — Parrucchetto verneigte sich sehr geschmeichelt, so oft Kaf von ihm als „Herrn" sprach, — „dieser Herr theilte mir ungefragt mit, was Ihr weiteres von mir wißt."

„Was meint Ihr, edler Freund?" fragte der Kleine mit der Hast kindischer Neugier, und doch bemüht, durch gebührende Titel Kaf's Höflichkeit gegen ihn bestens zu vergelten. „Wovon ist die Rede?"

„Von der Heirath, die Dein Herr beschlossen hat," versetzte Kaf rascher als Manadorens

Gebot, zu schweigen, ihn hindern konnte, und der geschwätzige Kleine gab mit gleicher Schnelligkeit darauf Bescheid: „Gewiß, Madonna, ich schwöre es Euch bei Eurer Schönheit, es ist die Wahrheit. Mein Herr, der Kaiser, wird Isabella, die Schwester des Königes von Engelland heirathen; ich war dabei, als der Kardinal Sinibald Fiescho Graf von Lavagna mit dem Kaiser darüber sprach. Der Kaiser hatte den Kardinal, den er sehr hoch hält, zu Tische geladen, beide speisten ganz allein, und unterhielten sich über viele Angelegenheiten des Reiches, die mich nicht kümmerten; erst als der Kardinal von der Nothwendigkeit dieser Herzensangelegenheit anfing, spitzte ich die Ohren, denn Liebeshändel sind meine Sache, edle Dame; es wird in meiner Nähe keiner geschlossen, den ich nicht begünstige....“

„Du belauschtest also Deinen Herrn?“ sprach Kaf ernst.

„O ich durfte es wohl, mein theurer Freund!“ erwiederte Parrucchetto gespreizt; „denn ich steckte in der Pastete; mein Günstling, der Koch, der seines Herrn Gast überraschen wollte, bat mich so lange, bis ich nachgab und in das Haus von Backwerk kroch.“

Manadora stand beleidigt auf. „O wie plump ist Deine Lüge, Kaf!“ sprach sie verächtlich zu diesem, „und dadurch wähnst Du mich zu überlisten? Eine große Kunst, diesem blödsinnigen einige Worte zu lehren, die er nachplappert, und durch die Du mich zu kränken hoffst. Was that ich Dir, daß Du mich unablässig tückisch mit diesen Mährchen verfolgst, mein Vertrauen erschüttern, meine Liebe untergraben willst? Kein Wort mehr davon, oder ich lasse Dich und diesen Spott der menschlichen Gestalt züchtigen.“

Der Zwerg floh voll Angst vor dem Drohwort zu Kaf, und hielt sich, Schutz suchend, an dessen Beine fest, Kaf aber sprang empor, daß

der Kleine wimmernd zu Boden kollerte, und sprach drohend: „Ihr werdet's nicht, Madonna!" Diese Entschlossenheit machte auch Parrucchetto dreist, und er wiederholte beleidigt: „Ihr werdet Euch an einem Manne wie ich nicht vergreifen, Signora, an einem Freunde des Kaisers; bei meiner Ehre, sehr edle Dame, Ihr werdert's nicht! Bei Eurer Schönheit beschwör' ich Euch: lasse mich nicht züchtigen!"

Das drollige Gemisch von Feigheit, Dreistigkeit und Höflichkeit verwandelte Manadorens Zorn in Lachen. „Nein, Parrucchetto, bei Deiner Ehre! ich werde Dir nichts zu Leide thun lassen. Geh zu den Mädchen, sie erwarten Dich schon lange; Doch sei artig, erzähl' ihnen Mährchen, nur kein solches, wie eben mir, und sie werden Dich auf den Händen tragen!"

„Auf ihren schneeweißen weichen Armen!" jauchzte der Kleine, und sprang zu den Sclavinnen. Da ging er von einer Hand zur andern, sie herzten

und küßten und quälten ihn mit Leckerbissen und Liebkosungen, Parruchetto ließ sich mit größtem Behagen alles gefallen.

Kaf war außer sich, daß sein aufrichtig gemeinter Plan an Manadorens Verblendung gescheitert; — weniger kümmerte es ihn, daß sie ihm zürnte; er wußte ja, daß einerseits er ihr unentbehrlich war, daß sie anderseits seine Aufrichtigkeit und Treue schon zu oft erprobt gefunden, als daß sie lang in ihrer jetzigen Stimmung gegen ihn bleiben würde, endlich lag ihm nichts an dem Benehmen Andrer, und was er that, Gutes und Böses, that er, um sich selbst zu genügen. Er wollte alles anwenden, um Manadoren über das ihr drohende Schicksal die Augen zu öffnen. Darum schmeichelte er — auf seine Weise — dem kleinen eitlen Parruc-

chetto, schenkte ihm allerlei Kleinodien, steckte ihm die besten Leckerbissen zu, und nahm ihn auf diese Weise unbedingt für sich ein. Es deuchte ihm, daß er die Einfalt des Zwerges über kurz oder lang noch zu dem Zwecke, der ihm vorschwebte, trefflich werde benutzen können. Unter solchen Umständen führte Parrucchetto, von allen gehätschelt, im Kastell Campofelice und dessen nächsten Umgebungen, welche immer mehr das Ansehen eines herrlichen Parkes gewannen, ein Leben wie im Himmelreiche.

An der nördlichen Seite des Schlosses erhoben sich die Mauern terrassenförmig, diese Terrassen waren noch nicht zu Gärten umgewandelt, wie Manadora es beabsichtigte; hier stellte sich noch das Bild der früheren Wildniß dar; es war nicht zu unterscheiden, wo die moosbe-

wachsenen Felsen aufhörten, wo die von Epheu umsponnenen Mauern begannen. Von hier aus in den dichten Wald hinein eine Menge ungeheurer Felstrümmer, auf denen Laub- und Nadelholz schon Wurzel gefaßt hatte; dazwischen durch der Waldstrom.

In einem dieser feuchten, düstern Gründe liegt Heinrich, brütend, verwildert wie die Natur um ihn; an seiner Armbrust, die er von sich geworfen, ist der Strang schlaff, die Pfeile sind verschossen.

„Ein schöner Inhalt, eine herrliche, erhabene Bedeutung des Lebens! Weshalb heißen wir Menschen, weshalb empfingen wir aufrechten Gang, Verstand und Sprache, wenn wir doch nur eine und dieselbe Bestimmung mit dem Thiere haben! Geboren werden wie das Thier, Gestalten und Farben, Gerüche und Geschmäcke unterscheiden lernen, — wie das Thier, — sprechen, auch das Thier spricht, nur — auf seine

Weise! Kauen und verdauen, — in der höchsten unaussprechlichen thierischen Lust — den ersten Keim des Todes in sich selbst pflanzen, — o du göttlich getaufter Selbstmord, Begattung beim Thiere, Liebe beim Menschen! — Straucheln und fallen, oder geritzt werden und verbluten, — — ein bischen zu wenig Luft in den Lungen, — ein kalter Trunk, — — welche großartige Anlässe, um diese künstliche Maschine, Leib, auf ewig zu zerstören. Dies unsichtbare königliche und doch so bettelhafte träumerische, lügnerische, betrogene Etwas: die Seele — dazu! — — —"

„Herrliche, würdige Thaten, die ich hier vollbringe! Deshalb ward ich ein Mann, um auch bei Tage das geheimste Dunkel aufzusuchen, — um mit dem Strome zu sprechen, der eben so fleißig ist als ich, sein Leben Tag für Tag nutzlos zu verschleudern, nein, nicht nutzlos! er legt doch mit Hand an's allgemeine Zerstörungs-

Zeugungswerk der Natur, entwurzelt Bäume, schwemmt sie fort, packt sogar die trotzigen Gesellen, die ein klein Weilchen der Zerstörung Widerpart halten, die Felsen, und wenn sein Grimm an ihrer ächt menschlichen Gleichgültigkeit lang genug aufgeschwollen, schäumt er über, reißt sie los, treibt sie wie Binsen hin, zwingt sie zu Zeugen dieses allgemeinen Gesetzes der Nothwendigkeit, woraus allein die Möglichkeit der Ewigkeit eines Weltlebens entspringt und welches Vernichtung heißt. Wir Menschen! dürres Reisig, das in den grünen Wellen hinabgetrieben wird!"

„Zu Hülfe! zu Hülfe!" scholl plötzlich eine Stimme in sein Selbstgespräch. Heinrich horchte: die Stimme schien wie die eines Kindes. Trotz seiner Wundheit war noch soviel innere Tüchtigkeit in ihm, daß er nicht lange sann, sich aufraffte und zu helfen eilte, woher die Stimme ihm zu dringen schien. Er sprang n den

Waldbach, der vom Schlosse her, durch Regengüsse angeschwollen, wild dahintoste. Das Wasser reichte ihm bis an die Brust; freudig stemmte sich diese dem Andrang des tobenden Elementes entgegen. Ein dicker Stamm schoß daher. — „Zu Hülfe! zu Hülfe!" — Jetzt sah Heinrich den Rufenden. Parrucchetto saß rittlings auf dem Stamme, mit Aermchen und Beinchen diesen in Todesangst umklammernd; er war unfern der Terrassen in's Waldgehege gekommen, hatte sich verirrt und war in den Strom gefallen; ein glücklicher Zufall hatte ihm den Stamm zugeführt, der ihm für den ersten Augenblick zum Retter wurde. Mit Kraft und Besonnenheit näherte Heinrich sich dem kleinen Reiter, ersah die Richtung, wartete den günstigen Moment, faßte den Zwerg bei den Haaren und trug ihn, wie jämmerlich auch dieser deshalb schrie und mit Armen und Beinen zappelte, — sein eigenes Leben gegen den

Zorn des Elementes vertheidigend, glücklich an's Ufer.

„Was habt Ihr gethan?" schrie Parrucchetto, als er gerettet war, sehr eifrig. — „O weh über meine zierlichen Locken, die mir die Mädchen diesen Morgen gekräuselt. Verdorben! Verdorben!"

„Ist Dir Dein Gekräusel lieber als Dein Leben? Willst Du's, so werf ich Dich wieder in den Strom?" fragte Heinrich, verächtlich dazudenkend: „Nun, Gott, auch dieser ist Dein Werk, auch dieser ist ein — Mensch!"

„Sanct Nicolaus sei gepriesen!" sprach der Kleine, indem er sich wie ein Pudel schüttelte. — Hierauf nahte er sich mit steifer Höflingsmiene dem finsteren Heinrich, machte ihm eine Verbeugung und fuhr fort: „Ihr habt mich vom Tode errettet, Signor; seid gewiß, daß Ihr Euch keinen Undankbaren verpflichtet."

Bald durchbrach das Kindische seines Wesens,

das schlichte Natürliche die dem Höfischen abgelernte täppisch angewandte Ziererei; er sprang wie ein Kind an seinem Lebensretter hinauf, er umhalste und küßte ihn, obgleich dieser, den die naturwidrige Verkrüppelung und der traurige Beruf des armen Parrucchetto anwiderten, dessen Liebkosungen abzuweisen suchte. Der Kleine ließ sich durch das mürrische Wesen nicht abschrecken. „Du bist gut, Du spottest nicht über mich, wie die Langen am Hofe. Was kann ich dafür, daß ich wie ein Kind aussehe? Du bist gut wie die Sclavinnen der Madonna. Ich will Dir die besten Leckerbissen geben, die sie mir zustecken. Ich will Dir, — und sie sollen's auch — Dir jeden Tag das Haar zierlich kräuseln, und in Dein Schlafgemach jeden Abend frische Blumen hinstellen; das lockt angenehme Träume hinein.“ Er hüpfte auf Heinrich's Schooß, streichelte ihm den Bart und fragte mitleidig: „Warum bist Du so traurig? Warum gehst

Du denn Tag für Tag in den finstern, fürchterlichen Wald? Was hast Du auf dem Herzen, daß Du nicht so vergnügt sein kannst, wie ich und wie die schönen guten Sclavinnen?"

„Nichts, Parrucchetto! — — — Und Du bist glücklich! O ja! das ist Glück! Glück der Kinder und der.... Was hast Du vom Leben?"

Der Kleine glotzte ihn eine Weile sehr einfältig an; dann raffte er alle seine Weisheit zusammen und versetzte: „Warum soll ich nicht glücklich sein? Was ich vom Leben habe? Ei nun, schöne Kleider, des Morgens mein Frühstück, bis zum Mittagessen Leckereien, und dann das Mittagessen und dann bis zum Abendessen Leckereien und süße Getränke und dann das Abendessen und dann den Schlaf. Was fehlt mir?"

„Ja so!" sprach Heinrich tief aufseufzend; — dann zerstreut: „Ach ja, das ist Glück!"

„Freilich gibt's auch Unglück," fuhr der Kleine fort. „Wenn mich die Langen hänseln,

wenn die Suppe versalzen ist, wenn sie mich irgendwo vergessen und die Thüre zuschließen, ach — und die häßlichen Schläge.... Doch was kümmert mich dies alles, wenn es vorbei ist?"

„Du bist ein Philosoph, Parrucchetto; man könnte zu Dir in die Schule gehn, um Lebensweisheit zu lernen!"

„Ihr seid allzugütig!" versetzte der Kleine, welcher in seiner Eitelkeit Heinrich's bittren Selbstspott für baare Münze nahm, „doch meine Bescheidenheit....!"

„In der That, Parrucchetto, wenn Ihr Euch auf die Lehrkanzel stellt, werdet Ihr auf's Haar ebenso groß sein, als sonst ein Mensch, der dahinter sitzt!"

„Das wohl! Ihr habt Recht, Signor! Ich werde meinen Freund, den Kaiser darum bitten. Er sollte es den steifen, magren Docto-

ren in Neapel und Salermo zum Trotze thun, und mich auf die Lehrkanzel stellen. Gewiß: ich werde das Handwerk ebenso vortrefflich betreiben als sie; es ist eine Ungerechtigkeit, daß die Langen allein bevorzugt werden. Bin ich nicht auch ein guter Christ? Habe ich nicht auch eine Zunge? O Ihr glaubt nicht, wieviel sich die großen Leute einbilden, ich hab's oft gesehen, wenn so ein Doctor, der länger war als der Kaiser, von gelehrten Dingen sprach, daß uns beiden, mir und dem Kaiser, die Augen vergingen; aber ich versichere Euch, Signor, sie bilden sich's nur auf ihre Länge ein. Wär' ich nur groß, so wär' ich gerade wie alle. Aber ich gebe es nicht auf; was nicht ist, kann noch werden. Lebte der weise Meister Clincior noch, von dem ich viele wunderbare Geschichten weiß; der verstand geheime Künste, und hätte mich gewiß wachsen gemacht, — über Nacht glaub' ich."

„Clincior?" rief Heinrich, durch Nennung

dieses Namens seines Vaters plötzlich in heftigste Aufregung versetzt. „Clincior? Was weißt Du von Clincior?“

„Eine Menge Geschichten, die ich hie und da hörte. Er soll sich in den Aetna gestürzt haben; so sagten Heiden vor vielen Jahren.“

„Gerechter Gott!“ schrie Heinrich.

„Andere sagen,“ fuhr der Zwerg fort, „er hätte es gemacht wie der berühmte weise Meister Virgilius, und sich verjüngen wollen. Deshalb habe er seinem Diener befohlen, ihn zu tödten und in Stücke zu zerhacken, diese in eine Tonne zu werfen und eine magische Lampe drüber zu hängen, daß deren Oel neun Tage lang auf die Glieder hinabträufele, dann würde er als Jüngling mit neuem Leibe wieder emporsteigen. Aber der Diener verfehlte das Kunststück, und am siebenten Tage kamen Leute, die störten den Zauber und sahen einen nackten Knaben aus

der Tonne steigen, dreimal drum herumlaufen und dann verschwinden."

„Ein Mährchen!" rief Heinrich ungeduldig; in seiner jetzigen Stimmung war ihm des Vaters tiefer Seelenschmerz völlig klar geworden, er begriff dessen Größe, dessen Stellung zu den Zeitgenossen, und eine namenlose Sehnsucht nach einem Vaterherzen kam über ihn. Es drängte ihn, von dem gewaltigen Manne zu erfahren, den er längst todt geglaubt. So galt der Gewaltige schon jetzt nur mehr als — Tradition; so schnell verraucht auf Erden der Eindruck des Großen! „Sprich! mein Parrucchetto, was Du von Clincior noch sonst weißt, ich will Dir dafür Gutes thun, wo und wieviel ich kann. Jede Kleinigkeit aus Clincior's Leben hat für mich Gewicht und tiefe Bedeutung; ja dieser Name selbst: Clincior! erfrischt wie ein Zaubertrank das Blut in meinen Adern."

Während dieser letzten Worte stand Kaf,

welcher den Zwerg im Kastell vermißt, an den Terrassen dessen Hütchen gefunden und ihn zu suchen ausgegangen war, hinter beiden, dessen Kommen sie bei dem Tosen des Wildwassers nicht gehört. Er hatte die angelegentliche Frage und Bitte Heinrich's belauscht, und ein schlimmer Verdacht stieg in ihm auf. Er wähnte nämlich: er habe — so lange er den Zwerg bei sich versteckt gehalten, im Selbstgespräch, unbewußt und des verborgenen Zeugen — wie schon einmal — vergessend, irgend etwas erwähnt, was auf Manadorens Abkunft Bezug habe, — und nun sei Parrucchetto gegen Heinrich geschwätzig gewesen und habe Andeutungen gegeben, welche dieser weiter verfolge. Kaf wußte nicht, daß Heinrich Clincior's Sohn sei.

Fest verharrend in der rasch gewonnenen Ueberzeugung, daß der Zwerg zum Verräther eines unwillkührlich erlauschten Geheimnisses geworden sei, und ebenso fest entschlossen, denselben

in sichere Obhut zu nehmen, durch List, Schmeichelei oder Drohung ihm ein Geständniß zu entpressen und die weitere Verrätherei zu ersticken, packte er, eben als Parrucchetto antworten wollte, diesen an der Schulter und trug ihn mit den Worten: „Ihr habt in den Kleidern ein Bad genommen, junger Herr, und werdet Euch erkälten, wenn Ihr länger im Freien bleibt," von hinnen; ehe der überraschte Heinrich ihn anrief, ihm folgte, war er mit seiner leichten Last schon im Dickicht verschwunden.

Als er mit derselben das Kastell erreichte, hörte er von dem Thorwart, daß indessen ein Bote des Kaisers angekommen sei, welcher die Ankunft des Letzteren binnen weniger Tage angesagt habe. „Ein Bote des Kaisers?" Rasch gewann er mit dem triefenden Zwerge, welcher auf den Schultern des Eunuchen zähneklapperte, sein Zimmer, schloß einen Wandschrank auf, schob den Kleinen hinein, sperrte dann wieder

zu und steckte den Schlüssel zu sich; dann eilte er fort, um von Manadora das sie betreffende Nähere zu erfahren oder den Boten selbst aufzufinden. Den Zwerg auszuforschen verschob er für später. Umsonst tobte dieser gegen die Wände des Schrankes, umsonst beschwor er den Eunuchen mit den besten Worten, ihm aufzumachen, er müsse ja ersticken; das feine Stimmchen verklang wie das einer gefangenen Grille, und Kaf eilte fort.

V.

Am ersten September war der Kaiser mit großem Gefolge festlich in Anagni eingezogen. An den Pforten seines Hauses erwartete ihn der Papst, jene Huldigung empfangend, welche der Würde des Statthalters Gottes gebührte, und jene persönliche Hochachtung erweisend, welche der Kaiser verdiente. Gregor hatte sich überzeugt, daß die Berichte aus Palästina über des Kaisers dortigen Wandel Verläumdungen gewesen, daß der Patriarch von Jerusalem und die andern seines Gleichen die Waffen geistlicher Macht und das Ansehen der Kirche zur Befrie-

digung ihrer persönlichen Leidenschaften mißbraucht hatten. Herrmann von Salza, dessen Unbescholtenheit der Papst erprobt, gab die Beweise. Er allein theilte jetzt in Anagni Tafel und Unterhaltungen der beiden Versöhnten, welche in heitrer Vertraulichkeit des Gepränges ihrer Würden sich entlastend, Ansichten und Hoffnungen austauschten.

Zwischen Reihen von Blumen, mit deren Pflege Gregor sich in Stunden der Muße gern beschäftigte, unter prachtvollen üppig emporgewachsenen Palmen und Pisangs und anderen Südbäumen wandelten Papst und Kaiser wie Vater und Sohn.

„Der Patriarch wird vor meinem Stuhle Rechenschaft ablegen," sprach der Papst; „ich habe ihn der Legation entsetzt und vorgefordert. Sei er der Letzte, der zwischen Dich und mich trat und unser Vertrauen fälschte."

„Quidquid delirant reges, plectuntur

Achivi," versetzte der Kaiser. „Mich jammert's der Völker. Die Abfälle unsres Hasses verwandeln sich dem, der sie auflies't, in Gold; drum versucht's zu Zeiten der Eine oder der Andre und rüttelt an Dir oder mir. Wie wirst Du den Patriarchen strafen, wenn Du ihn schuldig findest?"

Der Papst schwieg, der Kaiser fuhr heiter fort: „Laß ihn in den Pactolus tauchen, oder seinen Barbier abschaffen. — Im Ernst: Ich glaube, er würde sich gerne mit einer Tiara von Zion auf dem Haupte im Spiegel beschauen. Legen wir beide aus unsren Hausschätzen ein ansehnliches Jahrgehalt für ihn zusammen, so werden wir vor ihm sicher sein, denn er wird uns beide gleichmäßig anfeinden. — —"

„Unter diesen Palmen wandelt sich's so lieblich!" sprach der Papst ablenkend; „wie Odem Gottes säuselt's daraus. Sei's glückliche Vorbedeutung, daß wir uns unter ihren Schatten

die Hände reichen! O würden ihre Zweige statt denen des unfruchtbaren Lorbeers das Symbol einer neuen Zeit!"

„Friede!? Gregor, wer wünscht ihn sehnlicher als ich! — O könntest Du Deine Bullen statt wie Adler mit Blitzen, als Tauben mit Oelzweigen aussenden! Könnten wir beide, Du der Greis, ich der Mann, dies göttliche Kind, diesen Messias — den Frieden auf unsre in einander geschlungene Arme wie auf einen Thron heben und den Völkern der Erde zeigen! Doch wenn unsre Stimmen, seine Herolde, eben den Beginn seines tausendjährigen Reiches verkündigen wollen, — fürchtest Du nicht, daß sie plötzlich als Donner über den Scheiteln der Völker hinrollen und: „Auf zum Kampf!" rufend, unsren guten Willen verspotten? Wird dann nicht plötzlich aus Deinem Herzen, Gregor, wie aus einem Tabernakel, im feurigen Glanze die Idee, durch welche Du herrschest, hervorgehen, an mei-

nem Haupte pochen und den Gedanken drinnen, der ebenso königlich als jene, herausfordern? Werden sie nicht, zwei Blitzen gleich, von verschiedenen Seiten her zuckend, zusammentreffen und das heitre Kind von unsern Armen schleudern? — Nicht die Menschen sind's, die in uns zu kämpfen begannen, — Kaiserthum und Papstthum selber sind's. Und doch ist es mir Trost und Stolz, daß beide in uns kämpfen; denn so gilt's gleiche Waffen, gleiche Kraft. Wir beide sind zu stolz, um wie Krämer zu dingen, und zu gut, um zu heucheln. Und so, da wir gleich sind, wird die Entscheidung reines Gottesurtheil sein."

Der Papst erwiederte, das Antlitz leuchtend von Ueberzeugung: „Weshalb ein Kampf? Was ist noch zu erringen? Was noch festzusetzen? Ich sehe in allen Verhältnissen der christlichen Welt nirgends ein Schwanken, nirgends eine Ungewißheit mehr! Das Fundament,

das unbestrittene, ist da, die Mauern, die Pfeiler, die Kuppel stehn; alle Formen haben sich in höchster Reinheit und Bestimmtheit entwickelt, und jede einzelne hat ihre absolute Gültigkeit als Norm, jede ihre zugestandene Daseinsnothwendigkeit als Theil des neuen sittlichen Weltganzen. Nicht um verschiedene Staaten handelt sich's, sondern um einen einzigen christlichen Staat, und dieser ist bereits vorhanden. Er ist die ganze Christenheit. Wo nämlich geglaubt wird, muß bekannt werden; wo aber bekannt wird, muß gehorcht werden; Bekennen selbst ist schon Gehorchen. — Bin ich Selbstherrscher? Oh, es ist keine Redensart, wenn ich mich des Herren Knecht nenne; das Amt, das er mir übertrug, mag königlich sein, die Knechtschaft aber bleibt dieselbe. Ist nun aber der christliche Staat schon vorhanden, und zwar völlig ausgegliedert, vom Obersten bis zum Untersten als großes Kunstwerk vollendet,

sanctionirt durch das Vorbild der jüdischen Theokratie, täglich fort und fort auf's neue sanctionirt durch innere Nothwendigkeit; — ist dies alles, — weshalb ein Kampf, Friedrich? Und gibt es nur zu vervollkommnen, o so laß es friedlichen Wettstreit statt freveln Krieges sein!"

„Theokratie — Weltherrschaft!" versetzte Friedrich mit kaum merklichem ironischen Lächeln; — „wir sind völlig gleicher Meinung, bis auf Kleinigkeiten! — Der christliche Staat! Mein Ideal! Die verschiedensten Völker der Christenheit — Bürger dieses Staates! Majestät selbst, deren Anschau das Auge blendet, — Königin, das Gesetz in ihren Armen. — Doch wo ihr Stuhl?"

„Rom!" sprach Gregor.

„Sei's!" rief Friedrich, der Weltgeist rief's aus ihm. Das furchtbar Höchste und Kühnste stand mit eins in voller Klarheit vor ihm. Ein Moment der Verzückung! So rasch dieser schwin-

det, so besonnen der Kaiser dem Gespräche, indem er es festzuhalten scheint, eine andere Deutung unterzulegen strebt, — Gregor's scharfer Blick hat genug gesehen. So viel hatte selbst er dem Kaiser, hatte dieser sich selbst bis jetzt nicht zugetraut. Die Unbefangenheit zwischen beiden war dahin, die Beobachtung, die Berechnung traten an deren Stelle, und hinter der feinsten Höflichkeit barg sich die feinste Ironie.

„Wir haben vor, Euch nächstens an Eurem Hofe zu überraschen," begann der Papst, „der Ruf sagt so viel Fabelhaftes von der Pracht und dem Luxus, von den Ergötzlichkeiten, von Künsten und Wissenschaften, welche Euch umgeben, von den Geschenken, welche Ihr aus Palästina mitbrachtet, daß es verzeihlich ist, wenn wir der Neugierde nachgeben."

„Euere Aufmerksamkeit und Euer Vergnügen daran werden meinem Besitze erst seinen Werth

verleihen," erwiederte Friedrich, — „und nur deshalb werde ich es Euch anbieten dürfen...."

„Im Ernste, lassen wir die Redensarten und seien wir wechselseits so aufrichtig wie sonst...."

„Hörten wir denn auf, es zu sein, heiliger Vater? Neapels Glanz, und wär' er dreifach reicher, wird wie ein Schatten sein, wenn Rom es besonnt! Ich wollte, die Geschenke, welche ich der Freundschaft des Sultans verdanke, wären kostbarer und seltener, als sie sind, um vor Euren Kennerblicken nicht alltäglich zu erscheinen."

„Mein Purpur ist Demuth," erwiederte Gregor, „Ihr seht, daß es in meinem Haushalt sehr einfach hergeht; ich werde, wenn Ihr mich einst in Rom überrascht, Eurer Pracht nicht eine gleiche entgegenstellen können." — Friedrich verstand die ironische Zwischenrede; dieses „Überraschen in Rom" paßte, wie der Deckel auf den Kelch, auf Friedrich's: „Sei's!" Vertrau-

lich fuhr Gregor fort: „Man sagte mir viel von dem Gedeihen der Hochschule, welche Ihr in Neapel gegründet; ich bin begierig, die Meister zu sehen, die Ihr berieft.“

„Ich bedaure, daß Ihr diese neue Pflanzschule der Wissenschaft nicht in jenem Zustande finden werdet, den Ihr gewiß eben so lebhaft wünschet wie ich; die Kriege während meiner Abwesenheit im heiligen Lande hinderten die Entwickelung der Keime. — —“

„Um so rascher werden sie sich jetzt im Frieden entfalten,“ versetzte Gregor unbefangen; — „Gewiß: Friedrich, Ihr seid geboren, um durch die Segnungen des Friedens Euren Namen unsterblich zu machen. Es ist mir nicht unbekannt, daß Ihr das große und schwierige Werk unternommen habt, Eurem Volke ein neues Gesetzbuch zu geben. Wenn Ihr dies glücklich zu Stande bringt, so wird Euer Ruhm einst nicht minder groß als der eines Eroberers und wird

heiliger als ein solcher sein. Ist es nicht Petrus von Vinea, welcher Euch beisteht? Mich dünkt, man nannte mir diesen Namen?"

„So ist's, heiliger Vater!" antwortete der Kaiser.

„Bis wann hofft Ihr, das Werk zu vollenden?"

„Es ist vollendet," erwiederte Friedrich rasch, und mein erstes Geschäft, da nun der Friede hergestellt, wird sein, es bekannt zu machen."

„Ich erwarte es mit Ungeduld; nicht bloß, um mich darin an Eurer Weisheit zu erfreuen, sondern auch deshalb, weil ich nichts fester hoffe, als daß es gleichsam die Urkunde werde, welche unsre Eintracht und Freundschaft für immer besiegelt, und den Frieden der Völker, den ich eben so aufrichtig wie Ihr wünsche, verbürgt. Denn wo dürfte frevle Empörung gegen göttliche und menschliche Gesetze, wo dürfte Unrecht und Willkühr, wo Falschheit und Hinterlist ein Asyl su-

chen, wenn die Kirche, als das Organ, durch welches die Weisheit und Gerechtigkeit Gottes selbst zu den Menschen spricht, die Gesetze der weltlichen Macht, als wären diese ihre eigenen, bestätigt, ja wenn die weltliche Macht, indem sie die Übertreter straft, gleichsam nur die Befehle der göttlichen Herrschaft vollstreckt, von denen es keine weitere Berufung an eine höhere gibt!?"

Friedrich war von diesem Ansinnen, dem Papste die neue Gesetzgebung zur Sanction zu übergeben, überrascht; konnte er den Gegner in die Tiefe seines Planes blicken lassen? Konnte er durch eine glatte, geschmeidige Redensart ihn täuschen? Er konnte, mochte es nicht! Mächtigen Schrittes sah er die Entscheidung heraneilen. „Bedarf die Erde wohl einer doppelten Vermittelung," sprach er, ernstheiter, den Ideengang des Papstes aufnehmend, „ja, wird eine solche doppelte Vermittelung nicht die Geister

und die Herzen der Menschen mehr verwirren als beruhigen und sicher stellen?“

„Papst und Kaiser sind die beiden Gränzen, von welchen der christliche Staat umfangen ist,“ sprach Gregor.

„Kaiser oder Papst?“ entgegnete Friedrich rasch, leichthin; — doch blieb die Frage in seiner Gedankenwelt, und, wie Planeten um die Sonne, bewegten sich alle geringeren Ideen um jenen königlichen Mittelpunkt; aber flüchtig glitten seine Worte darüber hinweg; — „ich fürchte: mein Gesetzbuch wird Euch nicht befriedigen; Gott weiß: Mein Wille ist rein. Was ich darin etwa übersehen habe, verschuldet die Zeit, deren Schooß ich entsprang.“

„Wann werdet Ihr es mir zuschicken?“ fragte Gregor.

„Wenn ich es veröffentlicht habe!“ entgegnete der Kaiser.

Lächelnd hob der Papst den Finger. „Ist die Kirche nicht Neapels Lehenshaupt?"

„Bin ich nicht Römischer Kaiser?" gab Friedrich in Heiterkeit die Frage zurück.

„O seht! Wir schließen Frieden!" rief Gregor, „diese Palmen nicken uns zu. — Kaiser und Papst!" Er reichte dem Kaiser die Hand zum Bunde. Friedrich fühlte die Drohung, die in diesem Wörtchen „und" lag; aber in seiner Seele hallte noch die Frage fort: „Kaiser oder Papst?" — Doch meisterhaft beherrschte er seine Stimmung; um ihrer völlig Herr zu werden, sprach er, Gregor's Rechte drückend, von dem was beiden zunächst lag. „Gewiß! Eintracht überwindet, heiliger Vater! Sind wir einig, so sind wir groß. Wie aufrichtig ich es um den Frieden meine, bewies ich. — Sprechen wir von den Erbfeinden meines Namens, den Lombarden, deren Versöhnung zu bewirken Ihr verspracht. Ich will nur Versöhnung, nicht Knechtschaft."

„Doch Unterwerfung?“ meinte Gregor.

„Pflicht!“ sprach der Kaiser. „Ist Pflicht denn Knechtschaft? Habe selbst ich, der Kaiser, keine Pflicht? Keine gegen sie? Keine gegen meine andern Völker? O wie können diese Trotzigen meine Wesenheit so ganz, so lange verkennen! Mich zu zwingen, daß ich sie strafe! Doch ich hoffe noch immer; denn Ihr verspracht, sie zum Bewußtsein zurückzuführen, und ich — kann der Kaiser mehr thun als der Mensch, — vergessen?“

„Lasset uns Gott die Entscheidung anheimstellen;“ versetzte Gregor gemessen, „dessen aber seid gewiß, daß ich gewissenhaft erfüllen werde, was ich versprochen habe.“

Die eisige Ruhe, mit welcher diese Versicherung gegeben wurde, erinnerte den Kaiser, daß der Papst, wenn er ihm gegenüber sich behaupten wolle, die Lombarden nie untergehen lassen werde; deshalb erschienen ihm Gregor's

Worte doppeldeutig, und er bezog sie auf ein von diesem den Lombarden heimlich gegebenes Versprechen.

Doch ein andrer Gedanke war's, welcher den Papst jetzt beherrschte. In Menschenkenntniß ergraut, hatte Gregor während der Unterredung Friedrich's Herz ergründet und eine Kühnheit drinnen gefunden, die ihm als Frevel erschien. Denn Gregor war durch und durch überzeugt, „Christenthum — das Heil der Menschheit, die Bedingung der Geschichte; Hierarchie — Erscheinung des Göttlichen, ewig neue Offenbarung des heiligen Geistes; die christliche Kirche, in dreifachem Mysterium, leidende, streitende, triumphirende, — untrüglich, alles Irdische überragend, in sich fassend, um es aus sich geistig und verklärt wieder zu gebären; — deshalb jeder Zweifel an der Untrüglichkeit der Kirche — eine Sünde am heiligen Geist, deshalb jeder Widerspruch gegen das, was die Kirche beschließt und

als wahr aufstellt, gebietet oder verbietet, — wahnsinniger Versuch eines Gottesmordes; deshalb alle weltliche Macht der Kirche doch eigentlich nur eine höhere allumfassende Geistige; und, weil diese Theokratie das Allerhöchste und Heiligste, darum auch ihr Haupt, das Dreifachgekrönte, — Symbol und Macht zugleich, ein lebendiges Sacrament, durch das allein erst den Königen ihr Herrscherrecht als Weihe ertheilt werden kann. Und nun dieses lange Zucken eines deutschen Geschlechts! Wie sich's allmälig immer lockrer abgelöst vom Einzigen! In Friedrich reißt es ganz sich los. Gregor sieht's. Eine Selbstherrlichkeit der weltlichen Macht wird angestrebt. Das ist Empörung des menschlichen Stolzes gegen Gott selbst, gleich jener, welche die Engel in den Abgrund riß. Ewiger Tod! Zerrüttung der Christenheit draus, denn was als Fäulniß bleibt, wenn die Seele gemordet ist?

Dies alles drängte sich als werdende That

in dem Charakter Friedrich's zusammen. Wie lange sollte Gregor müßig zusehen? Und doch — konnte er — bloß auf die Sünde des Gedankens, des Willens hin — schon strafen? Strafen, den er sonst hochschätzte?"

Friedrich's Herz war durch Mißtrauen erkaltet; er, der hoch über Gregor's ungeheure Überzeugung von Kirche und Hierarchie emporgewachsen, konnte nicht ahnen, daß Gregor für ihn als einen Sünder, über dessen Haupte Gottverwerfung und ewiger Tod, jetzt Mitleid empfinde, wie ein Vater für den Sohn; wenn er in diese starren Züge des Kirchenfürsten sah, wähnte er nur Haß und Falschheit drinnen zu lesen. Da trieb diesen sein Herz, das Schweigen zu brechen. „O Friedrich!" rief er; „Du taumelst dahin, von Deinem Stolze, wie ein jauchzend Kind, gelockt und gegängelt; — weißt nicht, was Du auf Dein Haupt herabziehst? Verbirg Deinen Plan, so viel Du kannst, — mich täuschest Du

jetzt nicht mehr! Beim Heile Deiner Seele beschwör' ich Dich: steh' ab!"

„Wovon? Ihr macht mich neugierig auf mich selbst, heiliger Vater!"

„O verstelle Dich nicht; wie schlecht steht Dir Heucheln! Scherze nicht; Scherz ist hier Sünde. Das Irdische ist's, das Dich treibt; schämst Du Dich nicht, Sohn des ewigen Geistes, niedrigen irdischen Triebes Spielball zu sein? Das Irdische soll das Geistige verdrängen und ersetzen! — Du bist weise und klug, und kannst diesem Wahne nachhängen?"

„Nein!" rief Friedrich, „nie wird die Materie über den Geist siegen! Ist der Geist nicht göttlich? Ist die Materie denn allmächtig wie er? Ewig wie er? Wäre sie überhaupt, wenn er nicht früher, von Anfang gewesen? Wie also Kampf? Woher Furcht vor Sieg der einen, vor Niederlage des andern?"

„Nicht der Erfolg ist's, der gerichtet wird;

der Wille ist's. Erfolg!? Zwölf Jahrhunderte stehen wie so viele diamantene Mauern um den Tempel, zwischen Deinem Wollen und Deinem Können; — Dein Schwert zersplittert dran. Der Finger, den der Gottesläugner zum Schwure hebt, verdorrt. Ist, Gott zu läugnen, minder ein Frevel, weil Gott nicht weggeläugnet werden kann? Ist's, wenn Du Hand an Dich selbst legst, weniger Frevel oder keiner, weil Dein Dolch an einer Rippe abprallte und das Herz nicht traf? — Ein sterblicher Mensch will die Kirche zertrümmern und aus dem Schutte ein Werk seiner Hände emporthürmen! Kannst Du mit Deinem Schwert den Ring der Ewigkeit entzweihauen? Wähnst Du den Felsen, auf dem die Kirche gebaut ist, zu erschüttern, indem Du mit der Stirne daranstößest?"

„Viel auf einmal, heiliger Vater!" erwiederte der Kaiser. — „Ah! lasset mir Zeit! In einem Athem alle Eure Gleichnisse zu widerlegen,

vermag ich nicht. Zwölf Jahrhunderte, sagt Ihr? Noch nicht zwei sind verflossen, seit Gregor der Siebente, dessen erhabener Geist in Euch, dem Neunten, sich incorporirte, als Statthalter Christi das Handwerk seines Vaters des Zimmermanns fortsetzte, Richtmaß und Winkelscheit ergriff und mit dem letzteren über alles Höchste der Erde hinstrich. Zwei Jahrhunderte erst, — Ihr vergaßt es und dachtet: zwölf; seht, heiliger Vater, ob das Jahr 1230 auch nur das Spiegelbild des Jahres 1073 ist! — Ich selbst," fügte er, in erhabenem Selbstgefühl sich emporrichtend, hinzu, „ich heiße nicht Heinrich IV. — Wahrhaftig: da sind mir die andern Gleichnisse alle entfallen. Doch sei's, wie's sei; — nicht der Erfolg ist's, der entschädigt, und nicht um des Erfolges willen handle ich; ich handle um meiner Überzeugung willen; was kann ein Sterblicher mehr? Wir wollten ja aufrichtig sprechen. Nun so wißt: Ich glaube an die Macht des

Glaubens, an die Kirche sogar; glaube, daß sie ihre göttliche Sendung — erfüllte. — Wird sie's immer? Ich spreche nicht von Euch, dem Oberhaupte derselben, nicht von jetzt. Wird sie's immer? Wird der, den zu ergründen, kein menschlicher Geist hinanreicht, stets nur einen einzigen Weg verfolgen, nur eines einzigen Mittels sich bedienen, um sich zu offenbaren? Zuerst in Zungen hat er sich offenbart, der heilige, ewige Geist, dann im Tode, der sich als Triumph über den Tod dargestellt, im Tode der Märtyrer, hierauf im Siege, — so denn: streitend, leidend, triumphirend. Wird er sich nie in jeder Menschenbrust offenbaren? Wird die Kirche nie der Geschichte weichen? Wird die Geschichte, die rechte Flammenzunge des heiligen Geistes, stets der Kirche bedürfen? Nicht in Einem, — in Allen und in Jedem ist Gott."

Finster blickte der Papst, als der Kaiser geendet, diesen an und sprach: „Auch mir bricht

die Hoffnung auf Frieden jetzt. Wie Scherben eines kunstreichen Gefäßes seh' ich Deine künftigen Tage."

Friedrich erwiedert nichts, er legt die Hand auf die Brust. Er glaubt an den Gott darin, der auch über Trümmern sonnig in ewiger Jugend, Schöne und Kraft!

„Unselige Nacht! Dein Geist drin gefangen. Das wilde, deutsche Blut, das in der Schwüle dieser Nacht aufgährt, — ich kenn's!"

„Es birgt sich nicht! — Nacht, Gregor? Freudig, wie wogendes Morgenroth, brauset dies deutsche Blut auf. Schon einmal hat Italien, hat die Welt durch deutsche Säfte sich verjüngt! Und stets, — ich seh' es hell vor mir, — wird dies deutsche Blut es sein, das, wenn Völker alterschwach werden, fließen muß, damit neue Leiber aus diesem Opfer emporwachsen. — —"

„Völker werden alt, der Glaube nie!" ver-

setzte Gregor begeistert; „O Friedrich! Was kann Dein stolzer schöpferischer Geist ersinnen, das an Erhabenheit, Schönheit und Segen dem Unnennbaren, das Du als veraltet zerstören willst, gleich käme? Denn Du kannst den Ritus nicht aus dem Glauben, kannst die Kirche nicht vom Christenthum trennen. Diese Formen sind aus der heiligsten Wesenheit gekeimt, und Du legst die Hand zur Zerstörung an den *Glauben* selbst, wenn Du die *Form* antastest. Welche Erkenntniß kannst Du dem Menschengeschlechte geben, die klarer und faßlicher als der Glaube, welche Hoffnung ihm aufschließen, die mehr tröstet und beruhiget, als die Liebe? Wiegt endlich jenes Geschenk, das Du der Menschheit geben willst, wenn es anders ein solches ist, die *Freiheit*, — *jene* Hoffnung auf, durch welche die Kirche seit zwölf Jahrhunderten Millionen von Menschen *glücklich* machte? Ist Dein neues Reich, und wenn es vom Nordpol zum Südpol reicht, so

groß, wie die Gemeinschaft der Heiligen, welche sich aus der sichtbaren Welt in die unsichtbare hinüber die Hände reichen? Kannst Du mit aller Freiheit und mit allen Schätzen der Erde auch nur einem einzigen Schuldbewußten die Ruhe seines Herzens wiedergeben? Diese Hierarchie, welche Du für Tyrannei hältst, bedarf nichts als eines einzigen Wortes dazu. Dieser Glaube ist er nicht das, was sein Name sagt, der katholische, der Allumfassende, alle in gleicher Liebe selig Machende? O daß meine Worte wie des Himmels Thau in Dein Herz fielen, daß meine heilige Überzeugung Deine Seele so hell durchleuchten könnte, als die meinige! Daß Du an mein Herz, an das eines Vaters sänkest und sprächest: Gott hat gesiegt! — Daß Du Deine Größe in der Erkenntniß der Wahrheit, nicht im eigensinnigen Festhalten an einem trügerischen Wahne suchtest, und in der Erkenntniß einträchtig mit mir am Werke wirktest, wo-

für der Ewige uns schuf, wofür er die Bahn uns deutlich vorgezeichnet! —"

Friedrich hörte den Greis tief ergriffen an. Gregor fuhr begeistert fort: „Ja, Friede, Friede wird sein; Gottes Engel werden wie Brüder unter den Menschen wohnen, und zur Paradieses-Palme umwandeln wird sich das Schwert, mit welchem ich bis zum Tode Dich wie jeden bekämpfen würde, der die Kirche, zu deren Hüter ich bestellt bin, antasten will."

Da erwachte Friedrich von seinem kurzen, holden Friedenstraume. Herrmann von Salza kam zur guten Stunde; beim einfachen Mahle bewegte sich die Unterhaltung, heiter und gelehrt zugleich, um die neue Hochschule Neapel; Gregor hatte Gelegenheit, sich an Friedrich's zahlreichen und tiefeingreifenden wissenschaftlichen Kenntnissen zu erfreuen.

„Also — Krieg!“ sprach der Papst zu dem Kardinale Sinibald, als er sich mit diesem allein befand, und nachdem er demselben die Entschiedenheit des Kaisers in Bezug auf dessen neue Gesetzgebung mitgetheilt hatte.

„Und Petrus heißt der Mann, der dem Feinde die Waffen geschmiedet?“ fragte der Kardinal vor sich hin; unter seiner hohen Stirne wälzten sich Wetterwolken von Gedanken.

„Wir versuchten es mit dem Glück,“ fuhr der Papst fort, — „doch es ist wetterwendisch wie alles Irdische; eine Strafe Gottes, daß wir seine Interessen mit irdischen Waffen verfechten wollten!“

„Petrus, das ist: der Fels, auf welchem ich meine Kirche bauen werde!“ murmelte der Kardinal.

„Wo schwärmen Eure Gedanken?“ unterbrach ihn der Papst; der Kardinal erwiederte, indem er die mächtig an's Licht strebenden fast tückisch zu-

rückdrängte, rasch und geschmeidig: „Verzeiht, heiliger Vater; ich dachte unwillkührlich über mehre Stellen der heiligen Schrift nach, mit deren Durchforschung ich mich in der letzten Zeit eifrig beschäftigte.“

„Mit seinen eigenen, mit geistigen Waffen, mit den Waffen des Gesetzes müssen wir ihn bekämpfen!“ fuhr der Papst, gleichfalls von seinen Gedanken und Plänen hingerissen, fort. — „Ich erkenne sein Trachten. Langsam, aber sicher will er unser Gebäude untergraben, damit, wenn die Mauern fallen, sein Werk, getragen von der Heiligkeit seines Gesetzes, für die Ewigkeit dastehe! —“ Die Augen des Greises leuchteten wie die eines Propheten. „Er soll, wenn auch unsre Außenwerke fallen, eben so plötzlich eine siebenfache Gesetzesmauer finden!“ sprach er zu dem erstaunten Kardinale, dem Ehrfurcht vor der Majestät des Papstes die schon zur Frage geöffneten Lippen wieder schloß.

„Er schuf das Gesetz des Staates; — wir stellen ihm das Recht der Kirche gegenüber!" fuhr der Papst fort; „er will durch sein neues Gesetz dem Staate göttliche Weihe vor den Blicken der Welt verleihen, — es sei! Indem wir die alten Gewohnheiten, Satzungen und Privilegien der Kirche zum Recht erheben, sanctioniren wir die Kirche als Staat, geben dem als Göttlich-Überkommenen die bindende weltliche Kraft und stützen den Glauben, indem wir ihn auch als Wissenschaft gelten lassen!"

„Um des Heilandes willen, was beginnet Ihr?" unterbrach ihn der Kardinal bestürzt. „Dann gebt Ihr das bisher Unerreichbare dem zersetzenden Verstande Preis, dann opfert Ihr das Palladium unsrer Untrüglichkeit!"

Doch der Papst gestattete in der Überzeugung der Nothwendigkeit keinen Widerspruch, und berieth sich mit dem Kardinale über die Wahl eines Mannes, welcher tauglich wäre, die De-

kretalen des kanonischen Rechtes zusammenzutragen. Nach langem Überlegen fiel seine Wahl auf den Spanier Raimund von Pennaforte, seinen Kapellan, und er entließ den Kardinal mit dem Auftrage, diesem zur Hand zu sein, und mit der Prophezeihung: „So lange diese Dekretalen, so lange ein kanonisches Recht, — so lange wird Rom selber bestehen."

„Der eitle alte Mann!" erwog der Kardinal voll Bitterkeit, als er allein war; — „die Jahre haben ihn kindisch, zögernd, gewissenhaft gemacht; und doch so störrisch bei seiner Schwäche! o wie lange will er noch leben! Und daß hier nichts, selbst kein Verbrechen hilft! Verdammt diese Maske von Frieden, Demuth und Gehorsam, die ich seit Jahren tragen muß, — bloß um einer Hoffnung willen, die vielleicht — nur ein Zufall erfüllt! Wär's zu erreichen durch eine einzige Minute voll Entschlos-

senheit, — — ich zittre nicht, mich schreckt das Blut eines alten Thoren nicht! —

„Recht — durch Recht? O Stumpfsinn des Alters, darauf eine Hoffnung zu bauen! Durch diesen Popanz von Gerechtigkeit büßen wir über kurz oder lang noch die Weltherrschaft ein. — Und ich muß — gehorchend es sehn!"

„Nein! Gegen den Feind ist jedes Mittel gerecht. Nicht durch die Waffen des Rechtes, die er kennt, — durch jene, deren Handhabung ihm fremd ist, durch List, Verstellung, Hinhalten ist Friedrich mürbe zu machen, und ward er mürbe, dann fällt ihn mit leichter Mühe offne Gewalt. Petrus von Vinea! Wäre dieser zu ködern! Er ist Friedrich's Achillesferse! — Verdammt, verdammt, daß ich noch immer den Schein des Gehorsams tragen muß. Die Glut in mir schmolz fast dies Eis. — Jedes weitre Lebensjahr des Alten raubt mir deren zehn!"

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Duller, Eduard,

Kaiser und Papst Roman ; in vier Theilen

Bd.: 2

Leipzig (1838)

P.o.germ. 283 sc-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10107486-3